

Weigand
Eine Reise durch Bayern



Umschlaggestaltung: utzverlag GmbH

Umschlagabbildungen:

„Würzburg skyline detailliert“ von EH Grafik / Adobe Stock

„Skyline Augsburg“ von Instantly / Adobe Stock

„Nürnberg skyline detailliert von EH Grafik / Adobe Stock

gesetzt aus der Andron

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de>
abrufbar.

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche, auch auszugsweise
Verwertungen bleiben vorbehalten.

Copyright © utzverlag · 2020

ISBN 978 3 8316 4859 7 (gedrucktes Buch)

ISBN 978 3 8316 7576 0 (E-Book)

Printed in EU

utzverlag GmbH, München
089-277791-00 · www.utzverlag.de

Hans-Michael Körner,

dem Spiritus rector
der Bavaristischen Ringvorlesung

Inhalt

<i>Katharina Weigand</i> : Einleitung	11
<i>Michael Stephan</i> : Scheyern	
Aus den Anfängen des Hauses Wittelsbach	17
<i>Johannes Lang</i> : Berchtesgaden	
Im Ränkespiel zwischen Bayern und Salzburg	37
<i>Hermann Rumschöttel</i> : Bad Reichenhall	
Salz und Salzhandel seit dem frühen Mittelalter	53
<i>Martin Rüth</i> : Landshut	
Die Hochzeit von 1475	71
<i>Reinhold Baumstark</i> : Neuburg an der Donau	
Residenz der Pfälzer Wittelsbacher	93
<i>Peter Fleischmann</i> : Nürnberg	
Der Glanz der Dürerzeit	115
<i>Tobias Appl</i> : Ortenburg	
Protestantischer Vorposten im katholischen Herzogtum	133
<i>Rolf Kießling</i> : Dillingen	
Die Universität der Jesuiten	151
<i>Johannes Merz</i> : Münnerstadt	
Der Sieg der Gegenreformation unter Fürstbischof Julius Echter	173
<i>Regina Dauser</i> : Augsburg	
Die Fugger und das Bild der Reichsstadt	191
<i>Markwart Herzog</i> : Irsee	
Von der Katholischen Aufklärung zur Schwabenakademie im Schwäbischen Bildungszentrum ..	211
<i>Johannes Erichsen</i> : Bayreuth	
Die Residenz der Markgräfin Wilhelmine	227

<i>Erich Schneider</i> : Münsterschwarzach Zwei Abteikirchen von Balthasar Neumann und Albert Boßlet	249
<i>Wilfried Sponsel</i> : Nördlingen Eine Reichsstadt wird bayerisch	267
<i>Katharina Weigand</i> : Würzburg Die Geburtsstadt des Prinzregenten Luitpold	291
<i>Hannelore Putz</i> : Ludwigskanal Zwischen Fossa Carolina und europäischer Großwasserstraße	317
<i>Werner K. Blessing</i> : Fürth Ein Vorort der bayerischen Industrialisierung im 19. Jahrhundert	335
<i>Jörg Zedler</i> : Bad Tölz Heimatschutz im ausgehenden 19. Jahrhundert	357
<i>Wilhelm Füßl</i> : Walchenseekraftwerk Zwischen Techniqueuphorie und Naturzerstörung	383
<i>Manfred Eder</i> : Oberammergau Das Gelübde und die Passionsspiele	401
<i>Jörg Skriebeleit</i> : Flossenbürg Ein europäischer Erinnerungsort – Konflikte und Konzeptionen	423
<i>Axel Drecolt</i> : Obersalzberg Geschichtsort und Erinnerungspolitik	445
<i>Hans-Michael Körner</i> : Furth im Wald Die Stadt an der Grenze	463
Anhang	
Anmerkungen	485
Literatur	521
Autoren	541
Karte	543

Einleitung

„Eine Reise durch Bayern“ so lautet der Titel dieses Bandes und genau dieses bietet er dem Leser auch: nämlich dreiundzwanzig Reisen, Ausflüge an diverse Orte in Bayern, an denen entweder erstaunliche Ereignisse stattfanden oder zukunftsweisende Entwicklungen ihren Anfang nahmen, an denen bedeutende Menschen wirkten oder an denen in besonderer Weise die Erinnerung an einzelne Zeitabschnitte der Geschichte Bayerns, gerade auch an die NS-Zeit, aufrechterhalten wird. Berücksichtigt werden bei diesen Reisen alle Epochen, vom frühen Mittelalter bis in unsere Tage hinein. Und auch thematisch ist das Feld weit gespannt, die Palette reicht von dynastischen, über machtpolitische und wirtschaftspolitische Fragestellungen bis hin zu solchen der Konfession, der Architektur und der Kunst.

Alle Reisen, mögen sie auch noch so ausgedehnt, mag ihr Ziel auch noch so weit entfernt sein, gehen einmal zu Ende. Ähnlich verhält es sich nun endgültig mit der Bavaristischen Ringvorlesung an der Ludwig-Maximilians-Universität München, die mit dem Sommersemester 2000 und dem Wintersemester 2000 / 2001 ihren Auftakt nahm, die es sich zum Ziel gesetzt hatte, ein breiteres Publikum mit der Geschichte Bayerns vertraut zu machen und die nach insgesamt sieben, jeweils zweisemestrigen Ringvorlesungsstaffeln mit dem Sommersemester 2012 sowie dem Wintersemester 2012 / 2013 ihren Abschluß fand. Während die Bände zu den ersten sechs Ringvorlesungen zumeist zeitnah erschienen¹, hat es aus den verschiedensten Gründen unvorhersehbar lange gedauert, bis nun endlich auch der siebte, der abschließende Band fertiggestellt werden konnte. Ich bedauere diese Verzögerung sehr, kann jetzt aber nur hoffen, daß die Freunde der Bavaristischen Ringvorlesung mir dies nicht verübeln und daß der Band gleichwohl seine Leserschaft finden wird.

Die letzte Ringvorlesungsstaffel „Eine Reise durch Bayern“ beinhaltete freilich noch einen weiteren Abschied, als nämlich der Spiritus rector und langjährige Leiter der Bavaristischen Ringvorlesung, Prof. Dr. Hans-Michael Körner, am Ende des Sommersemesters 2012 seine aktive Laufbahn an der Ludwig-Maximilians-Universität beendete. Er tat dies im Rahmen einer akademischen Abschiedsvorlesung am 11. Juli 2012, indem er als dasjenige Reiseziel, an das er die treue Hörerschaft der Ringvorlesung, seine Kollegen und seine Studenten mitnahm, jenen Ort präsentierte, an dem er aufgewachsen ist: Furth im Wald, hier freilich zugespitzt auf Furth im Wald als „Stadt an der Grenze“. Weil Professor Körner mit dem Ende seiner dienstlichen Tätigkeit außerdem die Leitung der Bavaristischen Ringvorlesung niederlegte, hatte die Herausgeberin im darauffolgenden allerletzten Semester der Ringvorlesung, im Wintersemester 2013, die Ehre und die Freude, als Leiterin zu fungieren. Für sein jahrelanges Bemühen um mitreißende Themen und die passenden Referenten sowie für seine wöchentlichen Einführungen ins jeweilige Thema kann man Professor Körner kaum genug danken – ohne ihn hätte es diese Vorlesungsreihe nicht gegeben.

Bei der Auswahl der Themen für die „Reise durch Bayern“ im Sommersemester 2012 sowie im Wintersemester 2012/2013 stand wieder – wie bei allen vorausgegangenen Staffeln – das Bemühen im Vordergrund, einerseits möglichst alle Epochen der Geschichte Bayerns, vom Frühmittelalter bis an die Gegenwart heran, und andererseits alle Regionen des modernen, des sogenannten Neuen Bayern einigermaßen gleichberechtigt zu berücksichtigen. Und so konnte der Hörer im Auditorium maximum der Münchner Universität, so kann nun der Leser dieses Bandes die jeweiligen Referenten bzw. Autoren zu bekannten und zu weniger bekannten Orten begleiten: nach Scheyern zu den „Anfängen des Hauses Wittelsbach“ (Michael Stephan) wie nach Fürth zur Erkundung eines Vorortes „der bayerischen Industrialisierung im

19. Jahrhundert“ (Werner K. Blessing); nach Berchtesgaden, einem Reiseziel „zwischen Bayern und Salzburg“ (Johannes Lang), wie nach Flossenbürg, dem „europäischen Erinnerungsort“ (Jörg Skriebeleit); nach Dillingen zur „Universität der Jesuiten“ (Rolf Kießling), wie nach Nürnberg, einer Stadt im „Glanz der Dürerzeit“ (Peter Fleischmann); nach Bad Tölz zum „Heimatschutz im ausgehenden 19. Jahrhundert“ (Jörg Zedler), wie zum Obersalzberg und den dort praktizierten Strategien der „Erinnerungspolitik“ (Axel Drecol). Aber auch stärker personenbezogene Reiseziele wurden und werden angesteuert, etwa mit Augsburg und den Fuggern, die das „Bild der Reichsstadt“ (Regina Dauser) nachhaltig prägten, oder mit Bayreuth, der „Residenz der Markgräfin Wilhelmine“ (Johannes Erichsen); gleichermaßen mit Landshut, wenn es um „die Hochzeit von 1475“ (Martin Rütth) geht, mit Neuburg an der Donau, das als „Residenz der Pfälzer Wittelsbacher“ (Reinhold Baumstark) vorgestellt wird, oder mit Würzburg, der „Geburtsstadt des Prinzregenten Luitpold“ (Katharina Weigand).

Darüber hinaus wird die religiöse bzw. die religionspolitische Komponente der Geschichte Bayerns gebührend berücksichtigt, wenn wir uns nach Ortenburg aufmachen, dem „protestantischen Vorposten im katholischen Herzogtum“ (Tobias Appl), wenn wir Münnerstadt besuchen angesichts des „Sieges der Gegenreformation unter Fürstbischof Julius Echter“ (Johannes Merz) oder wenn wir nach Oberammergau blicken, auf „das Gelübde und die Passionsspiele“ (Manfred Eder). Doch noch zwei weitere Themenschwerpunkte haben sich bei der „Reise durch Bayern“ auf besondere Weise niedergeschlagen, einerseits der Umbruch vom 18. auf das 19. Jahrhundert und andererseits technische Innovationen in Bayern und die von ihnen ausgelösten Folgen. Besagtem Umbruch begegnet der Leser in seinen diversen Facetten in Irsee („von der Katholischen Aufklärung zur Schwabenakademie im Schwäbischen Bildungszentrum“, Markwart Herzog), in Münsterschwarzach („von Balthasar Neumann“ bis „Albert Boß-

let“, Erich Schneider) sowie in Nördlingen („eine Reichsstadt wird bayerisch“, Wilfried Sponsel). Technische Errungenschaften aber werden zum Thema mit Blick auf Bad Reichenhall, genauer auf „Salz und Salzhandel seit dem frühen Mittelalter“ (Hermann Rumschöttel), bei der Reise zum Ludwigskanal und seiner Geschichte „zwischen Fossa Carolina und europäischer Großwasserstraße“ (Hannelore Putz), ebenso wie beim Besuch des Walchensee-Kraftwerks, dessen Auswirkungen vorgestellt werden „zwischen Techniqueuphorie und Naturzerstörung“ (Wilhelm Füßl).

Nur zwei Vorträge der damaligen zweiseimestrigen Ringvorlesung müssen im Druck dem Leser vorenthalten werden: „Heilsbrunn: die Grablege der Hohenzollern“ sowie „München: jüdisches Leben um 1900“. Einmal war der Referent schneller als die Drucklegung des gesamten Bandes ermöglicht werden konnte; er hat seinen Vortrag längst zuvor zu Druck gebracht. Im anderen Fall sah sich der Referent aufgrund ausufernder Arbeitsbelastung nicht in der Lage, zum Schluß auch noch eine Druckfassung herzustellen.

Ebenfalls zum letzten Mal im Rahmen der Drucklegung einer Bavaristischen Ringvorlesung soll herzlich Dank gesagt werden: zuerst und ganz besonders an das über so viele Jahre treue Publikum, das sich unermüdlich an den Mittwochabenden in der Münchner Universität einfand, um Neues oder zumindest neu Gedachtes über Bayern und seine Geschichte zu erfahren. Gerade dieses Interesse hat Mut gemacht, auch den letzten Ringvorlesungsband noch abzuschließen. Der Dank gilt gleichermaßen allen Referenten, denn ihre Themen und ihre Vorträge zogen ja letztendlich die Hörer ins Auditorium maximum. Besonders bemerkenswert ist jedoch, daß fast alle Referenten ihren jeweiligen Vortrag für den Druck überarbeiteten und nicht einmal unwillig wurden, als sich die Herausgabe dann doch ziemlich lange verzögerte. Ohne die Unterstützung von Präsidium und Verwaltung der Ludwig-Maximilians-Universität wäre die Organi-

sation der Ringvorlesung nicht so problemlos zu bewältigen gewesen. Und glücklicherweise stand auch die „Reise durch Bayern“ – wie die Vorgängervorlesungen – unter doppelter Schirmherrschaft: zu danken ist S. K. H. Herzog Franz von Bayern sowie dem Intendanten des Bayerischen Rundfunks, Ulrich Wilhelm. Für die Hörschaft, mehr noch aber für Freunde der Bavaristischen Ringvorlesung außerhalb von München war es wiederum eine große Freude, daß erneut alle Vorträge aufgezeichnet und anschließend bei BR-alpha (seit Juni 2014 ARD-alpha) ausgestrahlt wurden. Mit großer Akribie und Umsicht widmete sich schließlich Frau Agnes Luk M. A. zum wiederholten Male der Erstellung des Typoskripts, während Herr Matthias Hoffmann M. A. und sein Münchner utzverlag den Band zu ihrem eigenen Projekt erklärten – danke für die große Hilfe und das vertrauensvolle Arbeitsklima. Ohne die Unterstützung aller Genannten wäre dieser Band nicht mehr zu vollenden gewesen.

München, im Januar 2020

Katharina Weigand

SCHEYERN

Aus den Anfängen des Hauses Wittelsbach

Von Michael Stephan

Der kleine, auf einer Anhöhe gelegene Ort Scheyern mit seinen knapp 5000 Einwohnern liegt etwa sieben Kilometer südwestlich und damit in Sichtweite der oberbayerischen Kreishauptstadt Pfaffenhofen an der Ilm. Der massige quadratische Kirchturm des Benediktinerklosters in Scheyern dominiert das umliegende Land. Scheyern ist heute eine von 2056 selbständigen politischen Gemeinden im Freistaat Bayern.

Wie jede Gemeinde, die etwas auf sich hält und stolz auf ihre Geschichte ist, hat auch Scheyern im Jahr 1983 eine heimatkundliche Ortsgeschichte veröffentlicht. Doch diese Ortsgeschichte von Scheyern unterscheidet sich von ähnlichen Publikationen in anderen Orten Bayerns. Zwar steuerte natürlich auch hier der Bürgermeister ein Vorwort bei. Aber während sonst in der oft endlosen Grußwortlitanei solcher Ortsgeschichten anschließend der Landrat, der Wahlkreisabgeordnete, die Ortspfarrer, der Feuerwehrrückführkommandant sowie vielleicht noch der Filialleiter der örtlichen Sparkasse oder Raiffeisenbank zu Wort kommen, beschränkte man sich im Falle Scheyerns auf nur zwei weitere derartige Beiträge: Nach dem Vorwort des damaligen Abtes des Klosters Scheyern folgt – und das ist nun das Besondere – das Vorwort „Seiner Königlichen Hoheit Prinz Franz von Bayern“. Gleich der einleitende Satz des damaligen Prinzen, der seit 1996 – nach dem Tod des Vaters Herzog Albrecht – als führendes Oberhaupt des Hauses Wittelsbach fungiert, zeigt überdeutlich diese besondere Verbindung: „Scheyern ist derjenige Ort in Bayern, mit dem unsere Familie am längsten verbunden ist.“ Namentlich erwähnt wird anschließend ein Graf Otto von Scheyern, dessen Gemah-

lin Haziga um 1078 zunächst im Leitzachtal eine Mönchszelle mit Grundbesitz ausgestattet hatte. Die Grafen von Scheyern begleiteten bzw. forcierten die Umzüge der Mönche von Bayrischzell nach Fischbachau, dann auf ihre Burg Glaneck auf dem Petersberg bei Eisenhofen (im Landkreis Dachau), bis sie ihnen im Jahr 1119 – und nun wieder Franz von Bayern wörtlich – „unsere Stammburg zur Besiedlung übergaben und damit das heutige Kloster Scheyern gründeten.“ Und er schließt sein Vorwort wie folgt: „In Scheyern ist auch zuerst – schon im frühen 13. Jahrhundert – die Geschichte unserer Familie aufgeschrieben worden. Die Kirche in Scheyern birgt die Gräber unserer ältesten Vorfahren, und so ist die Verbindung zwischen dem Kloster, der Gemeinde und unserer Familie nie abgerissen.“¹

Mit diesen Worten sind die wesentlichen Elemente dieses Beitrags bereits vorgegeben: Zunächst wird die Gründungsgeschichte des Klosters Scheyern nachgezeichnet. Die wichtigste Quelle dafür ist neben der urkundlichen Überlieferung vor allem die berühmte Chronik des Abtes Konrad von Scheyern aus der Zeit um 1210, die zugleich die früheste Geschichte der Stifterfamilie, der Grafen von Scheyern, darstellt. Zu dieser kombinierten Kloster- und Familiengeschichte gehört – zweitens – die Geschichte des Heiligen Kreuzes von Scheyern, das zum Wahrzeichen des Klosters geworden ist und dessen Verbringung nach Scheyern eng mit der Stifterfamilie zusammenhängt. Nach der Überlassung der Stammburg nannte sich eine Linie der Grafen von Scheyern nach der Burg Wittelsbach. Der erfolgreiche Aufstieg dieser Linie zu Herzögen von Bayern wird in einem dritten Abschnitt behandelt. Die besondere Bedeutung des Klosters Scheyern zeigt sich dann – viertens – darin, daß es nicht nur für viele Mitglieder der Grafen von Scheyern als Grablege gedient hat, sondern daß dort auch die Wittelsbacher Herzöge bis 1253 ihr Erbbegräbnis hatten.

Die Erinnerung an die Stifter- und Herzogsfamilie wurde im Kloster Scheyern nicht nur durch die Familiengrablege wachgehalten, sondern auch durch eine besondere Form der Geschichts-

BERCHTESGADEN

Im Ränkespiel zwischen Bayern und Salzburg

Von Johannes Lang

Eine historische Rundreise durch Bayern wäre unvollständig ohne die fast notgedrungene Besichtigung der touristischen Highlights. Solche hält etwa die kleine Ecke im äußersten Südosten Bayerns in nicht geringer Zahl bereit, sie gehört daher traditionell zu den am meisten besuchten Urlaubsdestinationen des Freistaates. Auch außerhalb Deutschlands kennt man zumindest den Watzmann und den Königssee. – Auf beide Attraktionen hätten jene Geistlichen aus dem Reformkloster Rottenbuch, die sich um das Jahr 1102 in der kleinen Siedlung Berchtesgaden zu einem Konvent zusammengeschlossen hatten, wahrscheinlich gerne verzichtet. Zumindest gibt das die Gründungsgeschichte des Augustiner-Chorherrenstifts Berchtesgaden vor: Als eine „wüste Einöde, die kurz zuvor ein Wald voll von wilden Tieren und ein Schlafgemach von Drachen war“, so wird Berchtesgaden beschrieben; als ein „schrecklicher Wald, der von ewiger Kälte und von eisigem Schnee starre“¹. Und im selben Atemzug wird erklärt, daß die ersten Chorherren in Anbetracht dessen gar keine andere Wahl gehabt hätten, als diese unwirtliche Welt wieder zu verlassen, was sie um das Jahr 1109 auch tatsächlich getan haben: Sie gingen in das benachbarte Stift Baumburg an der Alz, und alles deutete eigentlich darauf hin, als bliebe die geistliche Ausformung Berchtesgadens unerfüllt.²

Dabei waren die Pläne der edlen Dame Irmgard, die vom Gedanken der monastischen Reformen jener Zeit beseelt war, gänzlich andere gewesen. Gleich drei Klöster – Kastl in der Oberpfalz, Baumburg an der Alz und Berchtesgaden – sollten von der mächtigen Dynastie der Sulzbacher, die sich zum bayerischen Hoch-

adel zählen durfte, gestiftet werden, zwei davon – Baumburg und Berchtesgaden – für den damals in Mode stehenden Orden der Augustiner-Chorherren. Ein „Leben in der Gemeinschaft“ nach einer bestimmten Ordnung zu führen und dabei den Seelsorgeauftrag in der Bevölkerung wahrzunehmen, so wie es die Jünger Christi in der Apostelgeschichte vorgelebt hatten, erschien vielen damals als eine Antwort auf die Frage, wie ein gottgefälliges Leben zu führen sei. Diese Lebensform bildete den spirituellen Gegenentwurf zum kontemplativen Dasein der Mönche.

Daß die Chorherren um das Jahr 1116/1119 erneut nach Berchtesgaden zurückkehrten, hat zum einen damit zu tun, daß Graf Berengar von Sulzbach das Gelübde seiner mittlerweile verstorbenen Mutter nun erfüllen wollte, zum anderen damit, daß endlich eine brauchbare wirtschaftliche Ausstattung durch die Stifterfamilie gewährleistet war. Im Mittelpunkt lag die Schenkung eines umfangreichen Waldgebietes, das mit Hilfe von Eigenleuten zu einem gehegten Forst umzugestalten war.³ Dieser Wald, dessen Grenzen auf hohen Gebirgsstöcken und Bergkämmen verlief und der zunächst nur von zwei Zugängen – am Hangendenstein in Richtung Salzburg und am Hallthurm in Richtung Reichenhall – erschlossen werden konnte, sollte das prägende Element werden für den Charakter der Abgeschiedenheit und der Eigenständigkeit Berchtesgadens.⁴

Von Anfang an ist Berchtesgaden einen sehr unabhängigen Weg gegangen, beginnend damit, daß noch vor der eigentlichen Gründung des Stifts die dafür vorgesehenen Güter zunächst zu päpstlichem Eigentum gemacht wurden, wodurch die Gründung stets von der Aura höchster geistlicher Autorität umgeben war. Die Wahl des Patroziniums, des heiligen Petrus, erscheint hier nur konsequent. Als der Salzburger Erzbischof ab den 1120er Jahren begann, in seiner Diözese ein flächendeckendes Netz an Augustiner-Chorherrenstiften zu errichten, um damit der nach dem Investiturstreit brachliegenden seelsorglichen Tätigkeit zu neuer Blü-

BAD REICHENHALL

Salz und Salzhandel

seit dem frühen Mittelalter

Von Hermann Rumschöttel

Wenn wir, fast ganz am Anfang dieser Bavaristischen Reise durch Bayern, Reichenhall besuchen, so ist das historisch-chronologisch gesehen sehr korrekt. Von Reichenhall und seinen Solequellen ausgehend entwickelte sich im frühen Mittelalter eine erste und ungemein dynamische bayerische Gewerbe- und Wirtschaftslandschaft, die schließlich mitteleuropäische Dimensionen gewann. Sieht man vom agrarischen Sektor, von Getreide und Vieh einmal ab, so waren Salzerzeugung und Salzhandel in der Frühzeit des Herzogtums Bayern der wichtigste Zweig der Ökonomie. Die kontinuierlichen und stabilen Einnahmen aus dem Export des aus der Reichenhaller Sole gewonnenen Salzes wurden seit dem Beginn der Frühen Neuzeit zu einer tragenden Säule des landesherrlichen Haushalts. Bis ins 19. Jahrhundert hinein blieb die Salzhandelspolitik ein Kernelement der außenwirtschaftlichen Aktivitäten von Kurfürstentum und jungem Königreich. Reichenhall bewahrte sich, trotz einer allmählichen Vermehrung der Produktionsstätten, seine Stellung als zentraler Salinenort, als die eigentliche Stadt des Salzes in einem Staat, dessen dominierende Landwirtschaft in erheblichem Umfang vom Konservierungsmittel Salz abhing, für dessen Bevölkerung das Lebensmittel Salz unverzichtbar war und dessen finanzielle Handlungsmöglichkeiten von den Erträgen der Salzdistribution bestimmt wurden.

Salzdistribution, also Salzhandel, das war in erster Linie Politik und Ökonomie, Salzgewinnung, das war zunächst einmal Technik. Das meist von Dampf und Rauch der Siedereien eingetrübte Reichenhall ist deshalb die Jahrhunderte hindurch immer auch ein

Ziel von Reisenden gewesen, die sich für die Produktionsaspekte des Salinenwesens interessierten, die Stadt wurde wegen bemerkenswerter technologischer Innovationen häufig von Bergbeamten und Ingenieuren, von Salinisten und Hüttenmechanikern oder von frühen Touristen besucht, gerade mit Blick auf die Entwicklung der Salinentchnik in Bayern. Die Salinentechner waren eine Art von reisender Zunft, immer auf der Suche nach Optimierungsverfahren, interessiert an jeder technischen Kleinigkeit und an Blicken hinter die Vorhänge von Produktionsgeheimnissen, Reisende zwischen Technologietransfer und Werksspionage.

Der verheerende Stadtbrand von 1834 markiert dann einen tiefen historischen Einschnitt. Von der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an wurde Reichenhall zu einem beliebten, zu einem internationalen Reiseziel auf der Suche der Menschen nach Gesundheit. Die Salinenstadt Reichenhall mutierte zu einer Heil- und Badestadt, zum Weltkurort Bad Reichenhall. Auch bei diesem Wandlungsprozeß blieben Sole und Salz Elemente der wirtschaftlichen Kontinuität, zumal die Saline als Produktionsstätte fortbestand und weiterentwickelt wurde. – Eine historisch-wissenschaftliche Reise nach Reichenhall folgt also den Spuren zahlloser früherer Besucher und führt in Bayerns ersten Salinenort und in eine der ältesten urbanen Ansiedlungen des Herzogtums Bayern, die selbstbewußt neben den damaligen Regierungsstädten des Landes, neben Landshut und Burghausen, Straubing, Ingolstadt oder München, als eine Art Salzhauptstadt Bayerns stand.

Verschaffen wir uns zunächst einen raschen Überblick über Topographie und Geschichte. Reichenhall liegt, klimatisch bevorzugt, aber siedlungsgeographisch eher ungünstig, in einem nach Nordosten offenen Talkessel zwischen Lattengebirge und Hochstaufen. Die bauliche Entwicklung der Ansiedlung, großenteils auf Schwemmsand der Saalach, orientierte sich an den etwa 20 Solequellen mit einem Salzgehalt bis zu 24 Prozent und der Saline am Fuß des Grutten. Archäologische Funde verweisen auf ei-

LANDSHUT

Die Hochzeit von 1475

Von Martin Rüth

Betritt man in unseren Tagen den Stadtplatz von Landshut, die sogenannte Altstadt, dann sieht man ein wohlerhaltenes, von den Kriegszerstörungen des 20. Jahrhunderts verschontes Bauensemble, das es in seinen Grundformen so bereits im späten Mittelalter gegeben hat: ein breiter Straßenzug, gepflastert, solide Bürgerhäuser, unter denen Laubengänge laufen, verzierte Giebel, das repräsentative Rathaus und der riesige gotische Backsteinbau der Hauptkirche St. Martin. Auf diesem Platz stehend, muß man sich zeitlich „nur“ gut 500 Jahre zurückdenken und schon befindet man sich im Zentrum eines Geschehens, das heute als die Landshuter Hochzeit bekannt ist. Doch im Gegensatz zu der heutigen relativen Ruhe einer Fußgängerzone dürfte hier im Oktober 1475 ein Schauplatz hektischer Aktivität gewesen sein: fieberhafte Vorbereitungen allerorten, es wimmelte von Lieferanten, Handwerkern, Beamten, Bewaffneten, Schreibern, hochbeladenen Ochsenkarren, Viehherden und Pferdegespanne verstopften die Straßen, aus den Häusern am Stadtplatz drang Baulärm und auch am Stadtplatz selbst bauten und zimmerten die Handwerker im Akkord. Um die Stadt herum wuchsen Zeltlager in alle Richtungen.

Was hier zu sehen war, waren Vorbereitungen für eine Hochzeit, eine Hochzeit mit einer sehr jungen Braut und einem jungen Bräutigam. Es wurden vielen Verwandte, Freunde und Nachbarn erwartet, Essen, Trinken, Tanz und Spiel wurden reichlich vorbereitet – soweit ist das alles auch uns bekannt und geläufig. Doch vieles scheint aus unserer Sicht den Rahmen des Gewohnten zu sprengen, und das ist auch kein Zufall. Es handelte sich schließlich um eine Fürstenhochzeit. Der Bräutigam, Georg von Bay-

ern-Landshut (1455–1503), war Erbprinz des Landes, sein Vater, Herzog Ludwig von Bayern-Landshut (1417–1479), richtete die Hochzeit in seiner Residenzstadt aus. Hedwig (1457–1502), die Braut, sehr standesgemäß und in diesem Oktober noch auf dem Weg nach Landshut, entstammte der Königsfamilie der Jagiellonen und wurde als älteste Tochter König Kasimirs IV. von Polen und seiner Frau Elisabeth, Tochter des Deutschen Königs Albrecht II. aus dem Hause Habsburg, geboren.

Die geladene Verwandtschaft, die zu diesem Zeitpunkt gleichfalls auf Landshut zuritt, zufuhr oder -marschierte, war, so zeigt ein Blick auf die Gästeliste, sehr weitläufig und vornehm. An ihrer Spitze stand, in gesellschaftlicher Hinsicht, der habsburgische Kaiser Friedrich III. (1415–1493), der von Köln kommend auf dem Weg in die Heimat in Landshut Station machte, begleitet von seinem Sohn und Nachfolger Maximilian. Neben diesen beiden Ehrengästen waren die deutschen Reichsfürsten, viele von ihnen mit der Familie des Bräutigams verwandt, in beeindruckender Fülle im Anmarsch: Mitglieder der Häuser Baden, Württemberg und Sachsen, die zahlreiche wittelsbachische Verwandtschaft aus den Linien Bayern-München, der Kurpfalz sowie den oberpfälzischen Nebenlinien, mehrere weitere Mitglieder des Hauses Habsburg, der Zollernsche Markgraf von Brandenburg und Burggraf von Nürnberg, um nur die wichtigsten zu nennen. Daneben traten viele kleinere reichsunmittelbare Familien auf, die Leuchtenberger, Ortenburger, Abensberger, Öttingen, außerdem der bayerische landsässige Adel und die hohen herzoglichen Beamten. Zahlreich zeigte sich auch die hohe Geistlichkeit auf der Gästeliste, an ihrer Spitze der Erzbischof von Salzburg, in dessen Kirchenprovinz Landshut lag, daneben die Bischöfe von Freising, Regensburg, Passau, Eichstätt und Bamberg mit weiteren hohen Prälaten. Und alle diese Herrschaften kamen natürlich nicht alleine, sondern mit einem ihrem Rang und ihrer Bedeutung entsprechenden und daher oft sehr umfangreichen Gefolge – allein die Entourage des Brandenburger Kurfürsten benötigte rund 1000

NEUBURG AN DER DONAU

Residenz der Pfälzer Wittelsbacher

Von Reinhold Baumstark

Ein aufmerksamer Besucher des Louvre – erst recht ein bavarisch interessierter, historisch gebildeter Kenner – wird inmitten der überreichen Schätze der Skulpturensammlung vor einem kleinen Wunderwerk der Bildhauerkunst verharren, einer Alabasterstatuette von nur fünfzehneinhalb Zentimetern Höhe, nicht größer als eine Handspanne. So gering zwar in ihrer Dimension, so mächtig ist die Darstellung. Wir sehen einen Fürsten auf seinem Thron, die massige Gestalt in den Prunk wallender, sich bauschender und von kostbarem Zierat durchwirkter und applizierter Gewänder gehüllt, die Rechte wie schützend über ein Buch gelegt, mit der Linken Handschuhe umgreifend, das Haupt von einem Barrett überhöht. Aufgrund der Wittelsbacher Löwen an den Sessellehnen, eines kurpfälzischen Wappens auf der Rückseite, vor allem angesichts der unverkennbaren Züge einer geradezu elefantösen Gestalt ist dies unschwer als ein Bildnis des Pfalzgrafen Ottheinrich von Neuburg zu erkennen, gefertigt in dessen letzten Lebensjahren, als er in den Rang eines Kurfürsten von der Pfalz aufgestiegen war.¹ Man muß das Alabasterbild des thronenden Herrschers nur mit einem knapp zehn Jahre zuvor gemalten Portrait Tizians in Vergleich setzen, dem Ganzfigurenbild Kaiser Karls V. in der Alten Pinakothek in München, um zu erkennen, wie in beiden Darstellungen die Gebrechlichkeit des Alters die Strahlkraft des Herrschens trübt, wie die Last des Amtes den Menschen in einen Abgrund von Melancholie schauen läßt, wie sich der Druck des Ausübens von Macht als persönlich zu ertragende Beschwernis äußert. Psychologisch fein erfaßte Charakterisierung alternder Regenten spricht aus beiden Darstellun-

gen, aus der des nur um zwei Jahre älteren Kaisers wie aus der des Kurfürsten, auch wenn beide lange zuvor in gegenseitiger Abneigung getrennte Wege gesucht hatten und auf dem politischen Schachbrett der Fragen von Macht und Religion erbitterte Gegenspieler geworden waren.

Man muß jedoch nicht unbedingt den Pariser Louvre aufsuchen, um dem Pfälzer Ottheinrich zu begegnen. Bavaristisches Reisen kennt ein weit näheres Ziel: Neuburg an der Donau. Diese Stadt war seine Residenz und ist noch heute der Ort, an dem die Geschichte dieses Herrschers und seines pfälzischen Hauses mit größter Beredsamkeit zu uns spricht. Wer sich nach Neuburg aufmacht, wird dort hoch über der Donau einen Stadtberg vorfinden, gänzlich eingenommen von einer der schönsten historischen Stadtlandschaften Bayerns, besetzt von Bauten des 16. und 17. Jahrhunderts für Hof, Kirche und Bürgertum. Renaissance und Frühbarock haben das Antlitz der Stadt geprägt, spätere Zeit hat dieses wundervolle Ensemble kaum mehr gestört, so daß man sich des Zaubers dieser Stadt kaum entziehen mag und sein Herz an dieses kleine Florenz an der Donau verlieren kann. Schon Kelten und Römer haben die Position des Stadtbergs an einem wichtigen Donauübergang besetzt, im 8. Jahrhundert wurde hier ein eigenes Bistum eingerichtet, im Spätmittelalter war Neuburg dann eine der Residenzen der Herzöge von Bayern-Ingolstadt, schließlich derer von Bayern-Landshut. Doch erst mit dem 16. Jahrhundert begann der Weg in bedeutungsvollere Sphären der Geschichte. Neuburg wurde nun ein Ort weit gespannter politischer Auseinandersetzungen, zugleich ein Zentrum außerordentlichen höfischen Glanzes, doch auch Bühne der Dramen von Aufstieg und Fall, von Expansion wie Einschränkung fürstlicher Macht – schließlich hat die Zerrissenheit der Konfessionen kaum anderswo derart tiefe Spuren eingegraben wie hier. Im folgenden werden wir uns auf nur wenige Ausschnitte der Geschichte Neuburgs beschränken müssen, doch es werden Brennpunkte

NÜRNBERG

Der Glanz der Dürerzeit

Von Peter Fleischmann

Fast 100 Jahre nach dem Tod Albrecht Dürers am 6. April 1528 wurde in der Residenz zu München folgendes Schreiben an einen hochrangigen Ratsherrn der Reichsstadt Nürnberg diktiert: „Von Gottes genaden Maximilian Pfalzgrave bey Rhein, Herzog in obern und nidern Bayrn, deß Heil[igen] Röm[ischen] Reichs Erz Truchseß und Churfürst etc[etera]. Unnsern Grueß zuvor besonder Lieber. Wir haben Zaigern diß unsern Camerdienern und lieben gethreuen Augustin Haimbl [gestrichen: nach Nürnberg abgefertigt und ihme] bevolchen, mit dir zu reden, Sachen halben, wie du von ime zu vernemen. Ist demnach unser g[näd]igst Gesinnen an dich, du welles demselben in seinem Fürbringen völligen Glauben beymessen, dich auch darauf also willferig erweisen, wie one das zu dir unser g[nädig]ists Vertrauen, daß du es gern thun werdest, gestellt ist, welches wir auch gegen dir in Gnaden, mit denen wir dir gewogen, also erkennen wellen, daß dich dein dis-fals gehabte Bemhüeung nit rheuen soll.

Datum in unser Statt München, den 13. Junij anno domini 1627⁴¹.

Der genaue Inhalt des Briefs war bewußt unbestimmt gehalten, aber allen Beteiligten war klar, worum es ging. Kurfürst Maximilian I. befand sich wieder einmal auf der Jagd nach einem der begehrten Gemälde des berühmtesten Nürnbergers, Albrecht Dürers. Der bayerische Herrscher hatte allerdings einen mächtigen Konkurrenten, dem schon zuvor sehr bedeutende Erwerbungen gelungen waren. Die Rede ist von Kaiser Rudolf II., dem verschrobenen, letztlich depressiven Habsburger, der sich aus Wien nach Prag zurückgezogen hatte. Auf dem Hradschin, den er schon

1585 zu einem der prächtigsten Höfe in Europa hatte umbauen lassen, entfaltete er großen Prunk und ein Mäzenatentum, das Künstler und Wissenschaftler aus aller Herren Länder magisch anzog.²

In gleicher Weise wie Prag galt Nürnberg hundert Jahre zuvor als ein „Zentrum Deutschlands und Europas“. Genau mit diesen Worten hat im Jahr 1512 der deutsche Humanist Johannes Cochläus die Stadt an der Pegnitz in seinem Büchlein „*Brevis Germaniae Descriptio*“ charakterisiert. Und Martin Luther äußerte 1530 anerkennend: Nürnberg „leuchtet wahrlich in ganz Deutschland wie eine Sonnen unter Mond und Sternen“. Dagegen kurstierte in der Weltstadt Venedig das arrogante Bonmot: „Alle deutschen Städte sind blind, nur Nürnberg sieht – auf einem Auge“. Ein bedeutender italienischer Zeitgenosse, der sich auch zum Erscheinungsbild dieser großen Reichsstadt geäußert hat, war Papst Pius II., zuvor bekannt unter dem Namen Aeneas Sylvius Piccolomini. Als Geheimsekretär Kaiser Friedrichs III. kannte er das Heilige Römische Reich aus eigener Anschauung. Er schrieb 1458: „Wieviel Bürgerhäuser findet man dort, die der Könige würdig wären! Gern möchten die schottischen Könige den Wunsch haben, so herrlich zu wohnen wie die Durchschnittsbürger zu Nürnberg“. Das war zwar völlig übertrieben, aber „*Ipsi Norimbergenses nec Baioarios nec Francones videri volunt. Sed tertium quoddam seperatum genus*“ („Die Nürnberger selbst wollen weder als Bayern noch als Franken angesehen werden, sondern gewissermaßen als eine dritte Art“). Entsprechend ihrem regionalen und politischen Selbstverständnis definierten sich die Nürnberger als kaisertreue, unabhängige Reichsstädter, als Einwohner eines der bedeutendsten Gemeinwesen nördlich der Alpen.

In der mittlerweile über 1200jährigen Geschichte hat Nürnberg manchen Genius hervorgebracht, darunter aber nur ein einzigartiges Genie: Albrecht Dürer, geboren am 21. Mai 1471, gestorben am 6. April 1528. Der vielseitige Künstler hat in seinem fast 57

ORTENBURG

Protestantischer Vorposten im katholischen Herzogtum

Von Tobias Appl

Die Stimmung war bis zum Äußersten angespannt, als sich Herzog Albrecht V. von Bayern beim Ingolstädter Landtag vom Frühjahr 1563 erneut einer starken Adelsopposition innerhalb der Landstände gegenüber sah. Über die Jahre hinweg hatte sich in der Frage der kirchlichen Reformen ein Konflikt angestaut, der nun auf seinen Höhepunkt zusteuerte; ein reinigendes Gewitter lag förmlich in der Luft. Wie schon bei den Landtagen von 1553 und 1556 verlangten Teile der Landschaft als Gegenleistung für die Übernahme der herzoglichen Schulden konfessionelle Zugeständnisse. Dieses Mal wollten sie sich nicht mit herzoglichen Vertröstungen zufriedengeben. Im Raum stand nicht mehr und nicht weniger als die Forderung nach Freigabe der Augsburger Konfession. Dies war für Albrecht V. jedoch nicht nur eine Glaubensfrage, sondern bedrohte ihn außerdem in seinem landesherrlichen Verständnis, gemäß dem *Ius reformandi* selbst die Konfession seiner Untertanen zu bestimmen. Gegen diese hochbrisante Vermischung von religiösen und ständischen Fragen mußte und wollte sich der Herzog zur Wehr setzen.

Führender Kopf der Adeligen, die sich auf diesem Landtag offen zum Luthertum bekannten, war der 33jährige Graf Joachim von Ortenburg. Herzog Albrecht V. wurde zugetragen, daß der Ortenburger gegenüber den anderen Adeligen erklärt habe: „Von der Confession soll ihn niemand dringen; man mach es wie man's wolle“, denn schließlich habe er sich „seiner Religion halber“ bereits „vor König und Churfürst öffentlich declariert“¹, womit er auf seine reichsunmittelbare Stellung verwies. – Wer war dieser

Joachim von Ortenburg, woher stammte er und woraus speiste sich sein deutlich erkennbares Selbstbewußtsein? Wie erfolgreich war seine Vorgehensweise und was ist davon heute noch zu sehen?

Zur Beantwortung all dieser Fragen ist es ratsam, auf der „Reise durch Bayern“ die Stadt Nürnberg, das letzte Reiseziel, zu verlassen, um in das östliche Niederbayern, genauer gesagt in die kleine Grafschaft Ortenburg weiterzuziehen. Wir setzen uns also in eine imaginäre Kutsche, lassen das Nürnberg der Dürerzeit hinter uns und machen eine Reise von über 200 Kilometern, die aber mehrere Jahrzehnte lang dauert. Schon bald befinden wir uns auf Pfälzer Gebiet. Nach einem größeren Streckenabschnitt erreichen wir das nach dem Landshuter Erbfolgekrieg errichtete Fürstentum Pfalz-Neuburg. Einen längeren Aufenthalt gönnen wir uns in der weitgehend vom Herzogtum Bayern umgebenen Reichsstadt Regensburg und erleben mit, wie hier im Jahr 1542 der Protestantismus offiziell eingeführt wird. Unsere Reise in den Südosten Bayerns setzen wir nun am rechten Ufer der Donau fort. Wir durchziehen das bayerische Herzogtum, besuchen dabei die Städte Straubing und Vilshofen – dort wenden wir uns vom Donautal ab. Nach etwa zwölf Kilometern erreichen wir im Jahr 1563 endlich das Ziel unserer Reise: die Grafschaft Ortenburg.

Schon von weitem sieht man die auf einem Felssporn über der breiten Ebene des Wolfachtals thronende Burg Ortenburg. Hier befindet sich das Machtzentrum des selbstbewußten Grafen Joachim, der im Jahr 1562 den Auftrag gegeben hatte, den im Landshuter Erbfolgekrieg von 1504 stark verwüsteten Familienstammsitz in ein großzügiges Renaissanceschloß umzuwandeln. Um dorthinauf zu gelangen, läßt man den zu Beginn des 14. Jahrhunderts entstandenen gleichnamigen Markt, der sich am Fuße des Berges entlang der alten Handelsstraße Wien – Scharding – Regensburg ausgebildet hat, hinter sich und erreicht schließlich die Burg.

DILLINGEN

Die Universität der Jesuiten

Von Rolf Kießling

Das Selbstverständnis, das die Jesuitenuniversität Dillingen in der Frühen Neuzeit entwickelte, läßt sich vielleicht am besten auf der Meta-Ebene erfassen, nämlich in Georg Stengels Theaterstück „Otho redivivus“ („Der wiederbelebte Otto“).¹ Den äußeren Anlaß dafür fand der Philosoph und Theaterautor der Dillinger Universität 1614 in der Überführung der Gebeine des Augsburger Bischofs und Kardinals Otto von Rom, wo er 1573 gestorben und in der „Teutschen Kirche“ dell’Anima als deren Schutzherr begraben worden war, nach Dillingen. Das Drama stellte die Leistung des Bischofs naturgemäß in das strahlendste Licht: In einem Zustand der Zerstörung der christlichen Welt durch die „Laster“ des Protestantismus –

„Verwahrlost liegt der Weinberg da, seit so vielen Jahren
Weder gepflegt noch beschnitten.
Der Ketzerei wenden sich die Pächter zu,
Die er einst ernährt hat.“

– wendet sich das Blatt durch Ottos unermüdlichen Einsatz: Die Religio ruft die Sapientia zu Hilfe und findet in Bischof Otto einen geeigneten Patron, der den Ausweg findet:

„Das Heil hängt
Nächst der Gottheit von den Klerikern ab; da diese zumeist
Ungebildet sind und um die Musen einen Bogen machen,
lockern
Sie der Ketzerei die Zügel wegen ihrer Unwissenheit,“

weiß die Religio, und Otto setzt unverzüglich die Gründung eines Seminars um,

„[...] in dem in den Wissenschaften
Und den Sitten alle gebildet werden können, die sich
In den Dienst der Kirche geben wollen.“

In einer fiktiven Begegnung mit Papst Julius III. erhält er die Privilegien zur Errichtung einer Universität – und:

„Weil du dein Leben umgeben von Ketzern zubringen
Mußt, schenke ich dir nun den Hammer, mit dem
die Goldene Pforte
Unlängst geöffnet wurde, gleichsam als Symbol:
Sieh zu, daß ein Hammer du bist, der die Felsen
der Ketzereien zertrümmert.“

Bescheiden – „Weil ich mir aber nicht so viel zuzutrauen wage“ – gibt Otto den Hammer seiner Universität als Geschenk weiter, „Auf daß sie zur vollen Genüge das ersetzen möge, woran es bei mir mangelt.“

Diesem ersten Schritt folgt der zweite, die Umsetzung vor Ort: Zusammen mit Sapientia und Religio kommt Bischof Otto zu Germania, und gegen den Widerstand der Dillinger Bürgerschaft und des Augsburger Domkapitels wird die Zweckbestimmung der Neugründung präzisiert: „Sie wird errichtet als Universität Deutschlands (*Academia Germaniae*), damit die (katholischen) deutschen Studenten im eigenen Land studieren können und nicht mehr ins Ausland gehen müssen, von wo sie außer verderbten Sitten nichts heimbrächten“ – Dillingen ist also „die Universität für das gesamte katholische Deutschland“. Nachdem auch Kaiser Karl V. die Legitimierung vollzogen hat, „werden die Laster von Religio, Sapientia und den Musen endgültig aus Dillingen vertrieben“².

AUGSBURG

Die Fugger und das Bild der Reichsstadt

Von Regina Dauser

„Fuggerstadt“ – unter dieser Bezeichnung ist Augsburg bis heute bekannt. Wie aber wurden „die Fugger“ zum Aushängeschild für eine ganze Stadt? In wessen Wahrnehmung erlangten die Fugger diese Dominanz, wie wurde sie kommuniziert? Diesen Fragen wird in vier Schritten nachgegangen: Ein kurzer Überblick zur wirtschaftlichen und sozialen Lage der Reichsstadt Augsburg zu Beginn des 16. Jahrhunderts soll – bildlich gesprochen – einfürend die Orientierung in der Stadt erleichtern. In einem zweiten Schritt wird der Aufstieg der Familie Fugger vorgestellt, bevor zeitgenössische Quellen zur Bedeutung der Fugger und ihrer Handelsgesellschaft für Augsburg zu Wort kommen. Ein Ausblick auf die Langzeitwirkungen dieser Verbindung zwischen den Fuggern und Augsburg beschließt den Beitrag.

Augsburger konnten zu Beginn des 16. Jahrhunderts selbstbewußt von ihrer Stadt behaupten, sie habe sich seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zu einem Zentrum der Textilproduktion entwickelt, denn in Augsburg wurde das zu dieser Zeit hochbegehrte Mischgewebe aus Flachs und Baumwolle, der Barchent, hergestellt. Zugleich war sie zu einer Fernhandelsmetropole geworden, in der große alteingesessene Geschlechter mit ihren Firmen, man denke an die Welser, die Meuting, die Rehlinger, die Gossembrot u. a., höchst erfolgreich Handel und Kreditgeschäfte betrieben, im Fernhandel zwischen Oberitalien und Nordwesteuropa, aber auch zusehends im Metallgeschäft mit Tirol und im Handel mit Nordosteuropa. Augsburg wurde ein attraktiver Standort – offenbar auch für den Weber Hans Fugger aus Graben, einem Dorf

auf dem Lechfeld, rund 20 Kilometer entfernt von Augsburg, der 1367 als erster Vertreter seiner Familie in die Stadt gekommen war. Hans Fugger stellte wohl noch selbst die Weichen für den Umstieg von der Weberei auf die Kaufmannstätigkeit. Zahlreiche, auch kleinere Firmen sorgten für die Wahrnehmung Augsburgs als europäische Handelsstadt, deren Kaufleute an den großen europäischen Handelsplätzen vertreten waren.

Der Erfolg der Augsburger Kaufleute, der diese Wahrnehmung möglich machte, ruhte auf vielen Schultern. Für die Zeit von 1488 bis 1513 sind in Antwerpen, der großen zweiten Handelsmetropole Europas neben Venedig, allein 47 Augsburger Kaufleute nachgewiesen, die dort ihren Geschäften nachgingen. Augsburg gehörte zu dieser Zeit zu den größten Städten des Heiligen Römischen Reiches, deren Bevölkerung stetig wuchs. Ende des 15. Jahrhunderts ist noch von etwa 20.000 Einwohnern auszugehen, im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts stiegen die Einwohnerzahlen auf rund 30.000. Das Gesamtsteuervermögen der Augsburger Bürgerschaft stieg von 1470 bis 1500 auf etwa das Vierfache – eine Stadt im wirtschaftlichen Höhenflug. Eine solche Stadt konnte auch bedeutende Künstler in ihren Mauern beherbergen, so etwas wie einen Kunstbetrieb gewährleisten, der das Repräsentationsbedürfnis der vermögenden städtischen Oberschicht wie der hochadeligen Kunden angemessen umzusetzen vermochte.

Kaum ein künstlerisches Zeugnis belegt das städtische Selbstbewusstsein zu Beginn des 16. Jahrhunderts wohl besser als der vierteilige Zyklus der Augsburger „Monatsbilder“, entstanden um 1530, deren Originale inzwischen im Besitz des Deutschen Historischen Museums sind. Ihre Urheber und Auftraggeber, als die die Familie der Rehlinger vermutet wird, sind bis heute nicht zweifelsfrei identifiziert. In vier monumentalen Ölgemälden, entstanden um 1530, werden Szenen aus einer lebensfrohen Renaissance-Stadt und ihrem Umland abgebildet, buntes Markt- und Turniertreiben etwa, fröhliche Landpartien, Zusammenkünfte der politischen und sozialen Elite, mit architektonischen Versatzstücken

IRSEE

Von der Katholischen Aufklärung zur Schwabenakademie im Schwäbischen Bildungszentrum

Von Markwart Herzog

Markt Irsee im Allgäu ist heute weithin bekannt aufgrund des Tagungshotels Schwäbisches Bildungszentrum Irsee und der Schwabenakademie Irsee, die hier ihre Veranstaltungen durchführt. Der Name Irsee leitet sich vermutlich von „Ursin“ ab, dem Namen eines Adelsgeschlechts, das gegen Ende des 10. Jahrhunderts in Erscheinung trat. Dessen Stammburg war an jener Anhöhe errichtet, auf der heute die Friedhofskapelle St. Stephan liegt. Circa 1130 verlegte das Geschlecht der Ursin seinen Sitz von Irsee nach Ronsberg. Die gesamte Geschichte von Kloster Irsee lässt sich in drei Abschnitte gliedern: erstens Benediktinerkloster, zweitens psychiatrische Anstalt, drittens Tagungshotel mit Akademie.

Die Anfänge des Klosters Irsee liegen im Nebel legendenhafter Überlieferungen. Zwei Akteure sollen an seiner Wiege gestanden haben. Zum einen lebte in den siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts eine kleine religiöse Gemeinschaft im Eiberger Wald, nordwestlich von Irsee: ein Eremit namens Heinrich, ein durch ein Heilungswunder bekehrter Ritter Konrad und der Priester Mengosos. Zum anderen waren es Markgraf Heinrich von Ronsberg und seine Söhne Gottfried und Berthold, die den Stammsitz des Geschlechts, die Burg Ursin (Irsee), in den 1180er Jahren in ein Kloster umwandelten und es der Gemeinschaft stifteten. Diese Schenkung, die auf das Jahr 1182 datieren soll, stellen mehrere Kunstwerke in der Irseer Klosterkirche dar. Die Burg selbst, die in der Nähe der heutigen Friedhofskapelle St. Stephan

lag, litt an Wassermangel. Deshalb bauten die Mönche noch Ende des 12. Jahrhunderts einige hundert Meter entfernt die mittelalterliche Klosteranlage. In der frühesten Urkunde über Irsee, einem Schutzbrief, bestätigte Papst Innocenz III. am 3. Dezember 1209 den Besitz der Irseer Benediktiner und unterstellte ihn päpstlichem Schutz. Durch Schenkungen erweiterte sich das Territorium. Die wirtschaftliche Stärke des Klosters wuchs im Lauf der Jahrhunderte. Zum Zeitpunkt seiner Aufhebung im Jahr 1803 umfaßte das Reichsstift ein Gebiet von circa zwei Quadratmeilen mit elf Dörfern, elf Weilern, mehreren Höfen und etwa 3200 Einwohnern.

In den Wirren der Bauernkriege flüchteten die Mönche, das Kloster wurde geplündert und gebrandschatzt, was die Bausubstanz jedoch kaum beeinträchtigt zu haben scheint. Der Wiederaufbau zog sich dennoch lange Zeit hin. Die wiederhergestellte Anlage hatte jedoch kaum länger als 160 Jahre Bestand. Denn am 19. Mai 1699 stürzte der Kirchturm ein, riß Teile des Chors mit sich und beschädigte das Langhaus. Dieser Vorfall erzwang den Neubau der Kirche, der nach drei Jahren abgeschlossen werden konnte. Die wandfeste Ausstattung wurde in wesentlichen Teilen bis 1703 fertiggestellt; die Weihe erfolgte am 12. Oktober 1704. Von der Ausstattung des Vorgängerbaus haben sich nur wenige Objekte erhalten, u. a. zwei sogenannte Stifftertafeln, ferner Sandsteindenkmäler, die in der Barockzeit absichtsvoll als Zeugnisse der Vergangenheit erhalten und im Jahr 1860 großenteils in die Westwand der Klosterkirche versetzt wurden. Die berühmte, von den in Türkheim ansässigen Werkstätten des Bildhauers Ignaz Hillenbrand (circa 1690–1772) und des Kunstschreiners Johann Bergmüller (1657–1737) geschaffene Irseer Schiffskanzel stammt von 1724/1725; die Orgel aus der Werkstatt des Balthasar Freiwilß (1713–1783) aus Aitrang wurde erst 1754 ihrer Bestimmung übergeben. Kunsthistoriker verbinden den Namen Irsee automatisch mit der Schiffskanzel, in der Engel-Matrosen sich an Take-lage und Segeln zu schaffen machen.

BAYREUTH

Die Residenz der Markgräfin Wilhelmine

Von Johannes Erichsen

„Die glanzvolle Regentschaft der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth rückte die kleine fränkische Residenz ins Rampenlicht der Europäischen Geschichte.“ – „In nur zwei Jahrzehnten hat die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, die legendäre Schwester Friedrichs des Großen, zusammen mit ihrem Gatten Markgraf Friedrich Bayreuth zu einer europäischen Residenz umgestaltet.“

So oder ähnlich liest man es heute in Werbetexten für Bayreuth, dem die preußische Prinzessin gegenwärtig als Galionsfigur eines wirkungsvollen Stadtmarketings dienen muß, als ein Alleinstellungsmerkmal auf höchstem nationalen Niveau. Eine große Frau in einem kleinen Ort, den sie in ein Kulturzentrum verwandelte, eine Frau, der das zu verdanken ist, was das Bayreuth des 18. Jahrhunderts berühmt gemacht hat – das zu glauben, sind heute viele bereit. Die Wurzeln dieser Sicht auf Wilhelmine liegen in der Zeit um 1900, als die historische Forschung zu Friedrich dem Großen seine Schwester entdeckte und in ihren reichlich erhaltenen Texten Hilfe für das Verständnis des Preußenkönigs suchte. Die Prinzessin wurde so zur Prima Donna auf der Bayreuther Bühne und bejubelt für alles, was dort vor Wagner Rang und Namen gehabt hatte.

Der *Primo Uomo*, Markgraf Friedrich von Brandenburg-Kulmbach, Wilhelmines Gemahl und Herr des Fürstentums, verschwand darüber in der Kulisse, obwohl es im letzten halben Jahrhundert nicht an Versuchen gefehlt hat, diesen nicht gänzlich unbedeutenden Landesherrn zurück ins Scheinwerferlicht zu bringen. In einer noch heute grundlegenden Studie hat sich Lorenz Seelig schon 1982 gegen die Glorifizierung Wilhelmines als Ver-

antwortliche für das sogenannte Bayreuther Rokoko gewandt und die schriftliche Hinterlassenschaft „der zur Selbststilisierung neigenden wie zur sinnfälligen Gebärde begabten“ Markgräfin dafür verantwortlich gemacht, „daß ausschließlich Wilhelmines Name mit der Bayreuther Kunst des mittleren 18. Jahrhunderts verknüpft ist, nicht aber der ihres Gemahls Friedrich“¹. Die Zeitgenossen hätten Friedrich als Mäzen gefeiert, und dem Markgrafen, nicht der Markgräfin, seien strukturell bedeutsame Entscheidungen zu verdanken, wie die Gründung der Universität Erlangen oder einer Kunstakademie in Bayreuth.

Solche um historische Korrektheit bemühten Ansätze sind aber etwas aus dem Blick geraten. Nicht erst in Zeiten der Gender-Forschung findet eine künstlerisch und literarisch tätige Fürstin einfach ein größeres Publikum als ihr schwerer zugänglicher Ehemann. Zur Erklärung der postumen Dominanz Wilhelmines sei auch nicht vergessen, daß die Spielwiesen der Prinzessin im heutigen Kulturbetrieb ein höheres Sozialprestige genießen als die des Markgrafen. Theater und Musik, Literatur und Philosophie verleihen mehr Ansehen als Architektur, akademische Bildung und Militärwesen, eben die Gebiete, auf denen der Landesherr seine Akzente setzte. Angesichts der sich aufs neue verfestigenden Mythen ist es vielleicht berechtigt, das Thema „Residenz der Markgräfin Wilhelmine“ hier umzudrehen und historisch wie kunsthistorisch auf das Beweisbare und Wahrscheinliche zu fokussieren: Was verraten die mit Wilhelmine verknüpften Bayreuther Bauwerke über die Prinzessin und ihr Verhältnis zu der Stadt, in der zu leben sie gezwungen war?

Vorab sei die Vermutung gestattet, daß die Angesprochene, würde sie den Ort heute besuchen, noch immer nicht wenig pikiert wäre angesichts der Koppelung, ja Verkuppelung mit Bayreuth. Friederike Sophie Wilhelmine, 1709 in Berlin als königliche Prinzessin in Preußen geboren, ist zwar per Einheirat 1735 Markgräfin geworden, mental aber spielte sie in einer anderen Liga. Be-

MÜNSTERSCHWARZACH

Zwei Abteikirchen von Balthasar Neumann und Albert Boßlet

Von Erich Schneider

1839 notierte Gustav von Heeringen in seinen von Ludwig Richter illustrierten „Wanderungen durch Franken“ wehmütig: „ehe man Sommerach erreicht hat, sieht man [...] zwei stumpfe Türme aus der Ebene emporragen [...] und die schwarzen Schieferdächer langer und großer Gebäude zeigen sich in der Nachbarschaft derselben. Ein Kloster? – Ja, [...] die Ruine eines solchen, – Schwarzach. Tritt näher hinzu und betrachte [...] die unglückliche Kirche, deren Ruine sich auf dem Ufer erhebt. Sie war einst schön wie die von Vierzehnheiligen, [...] aber jetzt ist sie im raschen Verfall begriffen.“¹ – Begeben wir uns mit der Vedute von Ludwig Richter vor Augen zunächst auf Spurensuche nach dieser untergegangenen Abteikirche und zeichnen ein Bild der am 17. Juni 1743 geweihten, von Balthasar Neumann für die 36 dort lebenden Benediktiner erbauten Klosterkirche von Münsterschwarzach am Main. Danach wollen wir unser Augenmerk auf die rund 200 Jahre jüngere, von Albert Boßlet geplante Kirche des 1914 an derselben Stelle wieder gegründeten Konvents richten. Im Mittelpunkt der Ausführungen wird jeweils die Architektur stehen, die teilweise bedeutende Ausstattung kann in beiden Fällen lediglich gestreift werden. Dennoch: Der Hochaltar der Kirche des 18. Jahrhunderts mit dem Gemälde von Holzer respektive Bergmüller war der heiligen Felicitas und ihren sieben Söhnen geweiht. Reliquien dieser Märtyrerin birgt auch wieder der Altar der Krypta des 1938 geweihten Münsters. „Felicitas rediviva“ hat Pater Burkard Bausch (1656–1721/1723) seine vor 1720 verfaßte Chronik von Münsterschwarzach trotzig überschrieben und da-

mit der von der benediktinischen Regel geforderten *Stabilitas loci* einen besonderen Unterton gegeben.

Die Kirche von Münsterschwarzach war ein frühes Hauptwerk Balthasar Neumanns. Bernhard Schütz zufolge gilt sie als „eine der größten Abteikirchen des 18. Jahrhunderts überhaupt, in den Dimensionen und im Anspruchsniveau vergleichbar mit Weingarten, Ottobeuren, Zwiefalten oder Neresheim.“² Die Ausstattung orientierte sich an der Würzburger Residenz. Neben Johann Evangelist Holzer konnte sie mit Werken u. a. von Giovanni Battista Piazzetta, Giovanni Battista und Giovanni Domenico Tiepolo sowie Johann Zick prunken.

Mit dem 1687 in Eger geborenen Neumann hatte Münsterschwarzach einen 1726 noch wenig bekannten Architekten verpflichtet, der am Anfang seiner Laufbahn stand. Zwar hatte er bereits den Bau der Würzburger Residenz übertragen bekommen und in Holzkirchen plante er den Umbau der dortigen Propstei, aber erst mit der Wahl von Friedrich Karl von Schönborn im Jahr 1729 zum Fürstbischof von Bamberg und Würzburg sollte der Baumeister den Bauherrn finden, der ihm die Möglichkeit schuf, sein Talent an den ganz großen Aufgaben an Main und Rhein zu beweisen. Während Neumann Münsterschwarzach bis 1743 vollendete, entstanden weitere Werke wie zum Beispiel die Schönbornkapelle am Würzburger Dom, die Schlösser in Werneck, Bruchsal oder Brühl, die Wallfahrtskirche in Gößweinstein und es setzte die Planung der Wallfahrtskirche in Vierzehnheiligen ein. Als Balthasar Neumann 1753 starb – von der von ihm geplanten Benediktinerabteikirche Neresheim standen die Mauern damals gerade einmal mannshoch –, galt der Baumeister als Voller der Baukunst des Barock. Münsterschwarzach aber war sein erster Großkirchenbau gewesen.

Einen anschaulichen Eindruck vom Aussehen des Klosters am Ende des 17. Jahrhunderts vermittelt die Ansicht aus der Chronik „*Platanus exaltata*“ des Paters Burkard Bausch: Unter dem Schirm

NÖRDLINGEN

Eine Reichsstadt wird bayerisch

Von Wilfried Sponsel

Mit dem Stoßseufzer „Gute Nacht, liebe Reichs-Stadt“ kommentierte der Nördlinger Chronist Christian Gottfried Sylvester Ammerbacher den entscheidenden Punkt seiner Schilderung der kurpfalzbayerischen Besitznahme der bisherigen freien Reichsstadt Nördlingen. Wörtlich schreibt er: „Den 1. September [des Jahres 1802] Morgens um 2 Uhr kamen 2 Churbayerische H[erren] Commissair hieher, um von hiesiger Stadt im Namen Sr. Kurfürstl[ichen] Durchlaucht Maximilian Joseph den provisorischen Besitz zu nehmen. Diese zwey Herren waren 1. der Churbayerische Kämmerer und bevollmächtigter Gesandte am schwäbischen Kreise: Wilhelm FreyHerr von Hertling als General-Commissair, und 2. der geheime Rath Max[imilian] Baron von Lerchenfeld. Sie nahmen ihr Absteig Quarthier in der Sonne. Herr Raths Consulent Dolp empfing diese Herrn und führte sie um 7 Uhr auf das Rathhaus. Die beeden Senatoren Weng und Keiser bekommplimentirten Sie vor dem Rathhaus, und der ganze Rath ging Ihnen entgegen. Sie überreichten ihre Vollmachten und reißten sogleich nach Bopfingen und von da nach Dinkelsbühl ab. Den 8. September kamen Churbayerische Truppen hieher und nahmen von unserer Stadt provisorischen Besitz als von dem Churfalz bayerischen General Major Baron von Junker Infanterie Regiment [...]. Der hiesige Stadt Hauptmann H[err] Senator Ehrhard ritt den Truppen biß an die Gränze entgegen; Sie kamen von Wemdingen her, wurden von vieler Volksmenge, worunter auch Ich [Christian Gottfried Sylvester Ammerbacher] war, vor dem Thore empfangen, und zogen dan in schönster Ordnung, trommelnd durch das Deininger Thor in die Stadt, wobey mich ein hei-

liger Schauer ergriffen, ich dachte: Gute Nacht liebe Reichs-Stadt! Es war Vormittags 10 Uhr.“¹

Ammerbacher legte also Wert darauf, daß er selbst die von ihm geschilderten Vorgänge beobachtet hatte. Diese Feststellung ist nicht unwichtig, haben wir in ihm doch einen glaubwürdigen Zeitzeugen vor uns und eben nicht einen Chronisten, der aus ferner Rückschau die Ereignisse schildert und dabei auch noch auf eine literarische Vorlage zurückgreift. Nein, Ammerbacher schildert das, was er im Alter von 22 Jahren selbst gesehen hat, und so können wir der von ihm geschilderten Anekdote durchaus Glauben schenken. Dieser Anekdote zufolge – und damit greifen wir den Geschehnissen zeitlich voraus – besuchte im August 1803 der bayerische Kurfürst Maximilian Joseph, zusammen mit seiner Gemahlin, die Stadt Nördlingen und übernachtete im Gasthaus zur Sonne, in deren unmittelbarer Nähe sich damals die Hauptwache befand. Anders als der moderne Tourist kannte der Kurfürst natürlich noch nicht den Nördlinger Wächterruf „So, G’sell, so!“², der damals von der Hauptwache aus gerufen wurde. Ammerbacher schildert nun: „Als am vergangenen Sonntag Nachts der Kurfürst durch das hier übliche Geschrey So Gsell so im Schlafe, da die Hauptwach [damals] ganz nahe an der Sonne war, gestört wurde, stand er auf, gieng ans Fenster, und fragte dann, was das Schreyen bedeute? Der Nachtwächter Kleyer, der sich mit seiner schetternden Stimme, dem Kurfürsten zu Ehren doppelt stark mag angegriffen haben, antwortete dem Kurfürst, den er aber nicht kannte: H’hm, H’hm: Bey Uns schreyt man all halb Stund a so. Nun, dann ists schon gut, erwiderte der Kurfürst und legte sich wieder nieder.“³ Der Kurfürst war aber wohl doch etwas verunsichert, denn am anderen Morgen sagte er, daß man das Schreien doch einstellen solle, wenn er mit seiner Gemahlin zurückkommen werde, „es möchte sie zu sehr incommodieren“. Selbstverständlich wurde seinem Wunsch entsprochen, was dem Nachwächter seitens des Kurfürsten ein gutes Trinkgeld von einem bayerischen Taler einbrachte.

WÜRZBURG

Die Geburtsstadt des Prinzregenten Luitpold

Von Katharina Weigand

„Heil Dir, edler Sproß der Scheyern,
Der Du waltest über Bayern
Mit gerechter, starker Hand,
Wie ein Vater mild den Söhnen;
Dich begrüßt mit Jubeltönen
Dein beglücktes Frankenland.“

„Heil Dir, Ludwigs edlem Sohne,
Weiser Herrscher auf dem Throne!
Wo zuerst Du wardst genannt,
Wo am Stein die Reben blühen:
Alle Herzen Dir erglühn
An des Maines grünem Strand.“¹

Am 1. Juni 1894 konnte man diese Zeilen – und noch einige weitere, ähnlich pathetische – in der „Neuen Würzburger Zeitung“ lesen. Gewidmet waren sie einem Sohn König Ludwigs I., dem Prinzen Luitpold, der 1886 – zuerst für König Ludwig II., dann für dessen Bruder Otto – die Regentschaft im Königreich Bayern übernommen hatte. Auf den konkreten Anlaß, warum sich die „Neue Würzburger Zeitung“ Anfang Juni 1894 bemüßigt fühlte, den Prinzregenten Luitpold derart gefühlvoll zu ehren und zu preisen, wird noch zurückzukommen sein.

Ein gutes Jahr später, am 6. Juli 1895, stand der Prinzregent erneut im Zentrum der Berichterstattung unterfränkischer Presseorgane. Neben einem Bild von Luitpold druckte man im „Fränkischen Volksblatt“ einen Ausspruch des Regenten ab, der da lau-

tete: „Wenn meine lieben Würzburger es wünschen, dann komme ich gerne zu ihnen“. Und am Ende des ganzseitigen Artikels hieß es in großer, fetter Schrift: „Gott schütze und schirme Bayern und sein Königshaus! Gott erhalte noch lange unseren Prinzregenten!“²

Wenn man solche Zeilen liest, dann könnte man – als ein mit den territorialen Erwerbungen Bayerns zu Beginn des 19. Jahrhunderts unvertrauter Leser – auf den freilich irrigen Gedanken verfallen, daß Franken, genauer Unterfranken, damals, zur Zeit des Prinzregenten, eine schon seit Jahrhunderten zu den wittelsbachischen Stammlanden gehörige Region gewesen sei, daß die Unterfranken und Würzburger ihre Loyalität zum Haus Wittelsbach im allgemeinen, zu Prinz Luitpold im besonderen, bereits seit Jahrhunderten quasi mit der Muttermilch aufgesogen hätten! Daß dem aber gerade nicht so war, daß die Angliederung des ehemaligen Hochstiftes Würzburg an Bayern vielmehr von Ungeschicklichkeiten und wechselseitiger Erbitterung begleitet war, davon wird im folgenden die Rede sein, aber auch davon, wie und vor allem wem es in den Jahrzehnten nach 1802/1803 gelingen sollte, daß man im Falle von Unterfranken und Würzburg dann eben doch, zumindest mit Blick auf das Ende des 19. Jahrhunderts, eine offensichtlich gelungene Integration dieses neubayerischen Gebietes konstatieren kann.

Und dabei waren die Anfänge, wie erwähnt, dieses anscheinend besonders innigen Verhältnisses zwischen Bayern und dem damaligen Kreis Unterfranken und Aschaffenburg 1802/1803 alles andere als erfreulich gewesen! Um die Zusammenhänge wirklich zu verstehen, muß man jedoch nochmals einige wenige Jahre zurückgehen, bis zum 1. Koalitionskrieg, um zu sehen, daß im Grunde Napoleon nicht nur – wie Thomas Nipperdey das formuliert hat – „am Anfang war“³, also am Anfang der Entwicklung stand, sondern daß er, Napoleon, eigentlich an allem schuld war!

LUDWIGSKANAL

Zwischen Fossa Carolina und europäischer Großwasserstraße

Von Hannelore Putz

„Nicht als Ungeneigntheit betrachten Sie eine Entschliessung die ich jezo treffe, dieses, Klenze, sagt vorläufig der Ihnen gewogene Ludwig“¹. Wie elektrisiert dürfte Leo von Klenze Mitte Juli 1843 aufgefahren sein, als er diese Zeilen las. In den darauffolgenden Tagen der Unsicherheit hat der Architekt ob der unheilschwangeren Ankündigung Ludwigs I. vermutlich eine hektische Betriebsamkeit entfaltet, um genaueres in Kenntnis zu bringen. So einfach ließ sich der Sachverhalt allerdings nicht aufklären – der König hielt sich in Aschaffenburg auf, der Architekt in München. Schließlich erfuhr Klenze, daß er von der Leitung der Obersten Baubehörde entbunden werde, allerdings „unter dem Ausdrucke der Allerhöchsten Zufriedenheit mit den von ihm auf dieser Stelle geleisteten ersprieslichen Diensten“². An den König schrieb der von diesem königlichen Beschluß tief getroffene Architekt: „Das Schwerdt des Damokles welches seit dem Empfange von Ew. Majestät allergnädigstem Schreiben über meinem Haupte schwebte ist gefallen.“³

Seit 1830 hatte Klenze den Posten des Chefs des gesamten staatlichen Bauwesens mit der Stellung des Hofbauintendanten und damit des Leiters im Hofbauwesen in sich vereinigt sowie zudem den Vorsitz im Baukunstausschuß innegehabt.⁴ Klenze war in diesen Jahren der mächtigste Mann im bayerischen Bauwesen gewesen – nun stürzte er, und es blieben ihm nur mehr die zwar wichtigen, aber doch unvergleichlich geringeren Funktionen im Hofbauwesen und im Baukunstausschuß.⁵ Mitte Juli 1843 erlitt Klen-

ze damit einen herben Karriereknick. Er selbst tat sich schwer, den Einschnitt zu verkraften; er witterte Ränke und deutete die Affaire in diesem Sinne: „Der König opferte mich dem Privathaße eines Ministers auf, deßen falsches Spiel ich nie theilen wollte – des Herrn von Abel. [...] Denn von denen die man ehrt und achtet wie ich meinen König und Herrn, bei dem besten reinsten Bewußtsein mißhandelt zu werden ist vielleicht das was einem edlen Herzen am schmerzhaftesten ist.“⁶

Tatsächlich hatte der für das staatliche Bauwesen zuständige Innenminister Karl von Abel die Absetzung Klenzes betrieben. Auch sind die von Klenze genannten gravierenden persönlichen Gründe festzumachen, denn der Architekt hatte dem nunmehrigen Minister knapp ein Jahrzehnt zuvor, 1834, in Griechenland die Entlassungspapiere ausgehändigt, was für Abel damals den Austritt aus der griechischen Regentschaft für König Otto von Bayern bedeutet hatte. Klenze hatte seine Aufgabe 1834 im Vollbewußtsein seiner Macht ausgeführt und sich damit den späteren Innenminister zum dauerhaften Feind gemacht.⁷ Aber über diese Intrige hinaus gab es auch ganz reale politische Argumente für das Handeln von König und Ministerium: Der Landtag des Jahres 1843 hatte die Kostenexplosion im Kanalbau aufgedeckt. Der laut Verfassung notwendige Antrag der königlichen Regierung an die Ständeversammlung, sie möge weitere ganz erhebliche Mittel bewilligen und bereits verausgabte Gelder nachträglich genehmigen, sorgte für einen großen Skandal. Der Druck auf das Ministerium und den König wuchs von Tag zu Tag. Bei der Suche nach Verantwortlichen geriet Leo von Klenze ins Kreuzfeuer der Kritik. Als oberster Baubeamter des Königreichs war er in die Planungen des Ludwigskanals von Beginn an eingebunden gewesen.⁸ Darüber hinaus hatte sich der Architekt schon seit Jahren in Teilen der Öffentlichkeit und bei vielen Abgeordneten ausgesprochen unbeliebt gemacht: Im Zuge großer Bauvorhaben, wie jenem der Alten Pinakothek, waren die ungeplanten Kostenvermehrungen und intransparenten Kostenvoranschläge nicht zu-

FÜRTH

Ein Vorort der bayerischen Industrialisierung im 19. Jahrhundert

Von Werner K. Blessing

Fürth war im April 2012 kaum wiederzuerkennen. Die sonst eher unauffällige Stadt feierte überschäumend den Aufstieg der Spielvereinigung in die Fußball-Bundesliga, den der Verein, einst dreimal deutscher Meister, mehrmals um Haaresbreite verfehlt hatte. Doch inzwischen in die 2. Liga zurückgekehrt, leidet er wieder unter gewohnter Versagung – wie die ganze Stadt. Sie gilt als eher uninteressant, als grauer Industrieort kurz vor dem prächtigen Nürnberg. Welcher Münchner besichtigt Fürth? Das triste Image ließ auch die Bewohner lange wenig selbstbewußt auftreten; eine Reihe großer Firmenpleiten, von Grundig bis Quelle, hat weiter entmutigt und eine Haltung genährt, „daß man die wirklich wichtigen Dinge nicht schafft“. Dennoch: Selbst wenn die Freude über jenen Fußballsieg, durch den, so Oberbürgermeister Jung, „dieser Makel [...] jetzt auch getilgt“ sei, nicht dauerhaft wurde, hat sie doch pointiert eine allgemeinere Stimmung, ein wieder wachsendes Selbstvertrauen ausgedrückt.¹ Daß Fürth in seinen Leistungen, im Stadtbild, im Lebenswert merklich hinzugewinnt, wird freilich von außen noch kaum wahrgenommen. Es ist wohl die am meisten unterschätzte Stadt Bayerns², nicht zuletzt deswegen, weil es weder von einer mittelalterlichen Aura noch vom Glanz des Barock zehren kann, sondern erst im Industriezeitalter seine Rolle fand und „eine Stadt des 19. Jahrhunderts“³ ist.

Ein sprödes Thema ist dies also: eine Stadt ohne Erinnerung an Fürsten oder Patrizier, ohne Dom und Schloß, ohne Aufstände oder Skandale, ja nicht einmal mit den Hochöfen und Fabrikhallen großer Industrie. So kann man nichts Spektakuläres zeigen

und auch keine bündige Geschichte erzählen, sondern nur Alltägliches aus einem arbeitsamen 19. Jahrhundert berichten, das sich in Fürth besonders ausgeprägt hat. Für diese Epoche aber taugt es sehr als Exempel.⁴

Die greifbare Vorgeschichte beginnt, als 1007 die schon karolingische Siedlung mit einem Königsgutsbezirk von Heinrich II. dem eben gegründeten Bistum Bamberg geschenkt und mit Markt-, Münz- und Zollrecht ausgestattet wird. Sie hätte, da hier der Fernhandelsweg von Frankfurt nach Regensburg an einer Furt die Rednitz querte – daher der Ortsname –, zu einer wichtigen Stadt werden können. Aber kaum ein halbes Jahrhundert später wurde das benachbarte Nürnberg Mittelpunkt eines Reichsgutkomplexes und stieg mit der Förderung durch mehrere Kaiser zu einer Reichsstadt von europäischer Bedeutung auf. Wie Fürth ins Hintertreffen geriet und lediglich der südlichste Amtsort des Hochstifts Bamberg wurde, zeigt die im Mittelalter überall fundamentale Kirchenverfassung. St. Lorenz in Nürnberg, Tochterkirche von St. Martin, später St. Michael in Fürth, überflügelte dieses so, daß es zur Mutterkirche wurde, in die der Oberpfarrer seinen Sitz verlegte. Daher galt die vom Nürnberger Rat 1524 eingeführte Reformation auch für Fürth.

Das Bamberger Domkapitel gewann die Vogtei, das heißt Schutz und Schirm für die Einwohner gegen deren Abgaben und Dienste, und damit die Landeshoheit. Aber auch die nahen Burggrafen von Nürnberg, die Hohenzollern, setzten sich durch ihr Geleitsrecht fest, mit dem Reichsfürsten in einer Zeit, als es noch keine flächig wirksame Staatsgewalt gab, Reisende und Kaufleute auf den Straßen schützten. Ihr Geleitsmann in Fürth wurde ein wichtiger Stützpunkt, seit sie, aus der Reichsstadt verdrängt, zielstrebig ihre Herrschaft als Markgrafen von Ansbach aufbauten. Als dritte Kraft etablierten sich schließlich Nürnberger Bürger und Stiftungen als Grundherren, über die die Reichsstadt die Vogtei beanspruchte. Mit dieser „Dreiherrschaft“ war im Spätmittel-

BAD TÖLZ

Heimatschutz

im ausgehenden 19. Jahrhundert

Von Jörg Zedler

Im Herbst 2018 hat die Firma Starbucks eine Dependence in Mailand eröffnet. Das wäre, in Anbetracht von über 30.000 Shops, die die Kette weltweit betreibt, keine Meldung wert, wäre darüber nicht im Frühjahr 2017 in den italienischen Gazetten eine heftige Diskussion entbrannt. Deren eine Seite begreift die amerikanische Invasion von „flavored xxi“-Kaffee im Land des „caffè“ primär als ökonomischen Prozeß eines milliardenschweren Unternehmens, der kaum aufzuhalten sein dürfte; 300 weitere Starbucks-Niederlassungen in Italien sollen folgen. Diesen Vorgang mehr oder minder achselzuckend hinzunehmen, sei um so angemessener, als er nennenswerte Auswirkungen auf die italienische Kultur von Espresso und Barista eben nicht haben werde. Und genau an dieser Stelle widersprechen die Verfechter der „italianità“, sie sehen ein Stück traditionelle Lebensweise bedroht, gar eine „Demütigung Italiens“ am Horizont aufziehen.¹

Der publizistisch ausgetragene Streit ist nur zu verstehen, wenn man ihn aus seinen gustatorischen Grenzen löst. Beiden Seiten gemeinsam ist die Wertschätzung sowohl des Getränks wie der Bar als Ort ihres Konsums. Letztgenannte muß von dem fremden Besucher immer wieder neu erobert werden; für den regelmäßigen Gast hingegen generiert das individuelle Interieur ein Stück anheimelnde Stabilität. In ihr wirkt der Barista, dessen manuelle Leistung zwar stets und seit jeher dieselbe ist, dessen Produkt aber je nach verwendeten Bohnen, Wasser, Kaffeemaschine und zahlreicher weiterer Kriterien auf unterschiedlich große Begeisterung stößt. Genau wie das Wetter, die Politik oder sonstiges

Tagesgeschehen kann die Kaffeequalität Gegenstand von Tresen-
debatten zwischen Barista und Gästen oder unter diesen selbst
werden. Dergestalt wird die Bar zum Raum sozialer Interakti-
on über Bildungs- und Schichtengrenzen hinweg, sofern sich der
Konsument darauf einläßt. – Dem steht die amerikanische Kette
gegenüber, die sich der Gast nur einmal erobern muß, danach sind
ihm Einrichtung und Angebot weltweit vertraut: Die Läden ha-
ben in Ho-Chi-Minh-Stadt, München und New York eine iden-
tische Optik und der „Java Chip Light Frappuccino® blended be-
verage“ bietet stets dieselbe Qualität, bereitet von Kräften, de-
ren handwerkliche Fähigkeit sich erschöpft in der Bedienung ei-
nes Vollautomaten, dessen Modell überall dasselbe ist. Weil Star-
bucks auf die Rezeption lokaler Eigenheiten verzichtet und die
globale Wiedererkennbarkeit zum Credo erhebt, findet sich auch
der auswärtige Besucher unmittelbar zurecht. Weil es aber uner-
heblich ist, in welcher der Filialen er sich gerade befindet, schwin-
det freilich der Reiz des Entdeckens und der sozialen Interaktion.
Den italienischen Bar-Gesprächen vergleichbare Unterhaltungen
wird man in einem Starbucks vergeblich zu beobachten suchen.

Vordergründig stehen in der erwähnten Debatte also „caffè“ ge-
gen Frappuccino® und Siebträger gegen Vollautomat. Auf einer
zweiten Ebene sind damit die liebgewordene Tradition der Bar
hier und die unmittelbare örtliche und geschmackliche Orientie-
rung dort assoziiert, italienische Lebensweise und Kosmopolitis-
mus, aber auch Individualismus und garantierte Wiedererkenn-
barkeit. Im Kern ist die Diskussion dergestalt Ausdruck und Fol-
ge gegenwärtiger ökonomischer Globalisierungsprozesse, der mit
ihnen verbundenen sozialen Ängste, des gesellschaftlichen Wan-
dels sowie der Verteidigung als bewahrenswert verstandener Kul-
turgüter. Dies alles vermischt sich bis zur Ununterscheidbarkeit
und wird noch dadurch verkompliziert, daß die Debatte politisch
aufgeladen und für die jeweiligen Ziele instrumentalisiert wird –
nicht umsonst publizieren zwei ihrer Antipoden in einer Zeitung

WALCHENSEEKRAFTWERK

Zwischen Technikeuphorie und Naturzerstörung

Von Wilhelm Füßl

Auf die Frage, warum das Walchenseewerk als einer der historischen Orte in Bayern behandelt werden soll, gibt es mehrere Antworten. Zum einen ist das Walchenseekraftwerk seit 1983 ein geschütztes Industriedenkmal. Zum anderen und in erster Linie aber ist es ein herausragendes Monument bayerischer Technikgeschichte. Mit seinem Bau in den Jahren von 1918 bis 1924 wurde eines der damals weltweit größten Wasserkraftwerke geschaffen. Es ist – drittens – ein markanter Wendepunkt in der bayerischen Wirtschaftsgeschichte. Mit der Erzeugung der „weißen Kohle“ wurde ein Ressourcenproblem Bayerns an einer entscheidenden Stelle angepackt. Mit der Errichtung des Walchenseekraftwerks und des mit ihm verbundenen Bayernwerks konnte eine großflächige Energieversorgung für das rechtsrheinische Bayern aufgebaut werden. Das Bayernwerk stellte zu diesem Zeitpunkt das größte Stromversorgungssystem eines Flächenstaats in Europa dar; es war also ein Leuchtturmprojekt der bayerischen Wirtschafts- und Energiepolitik. Sein Bau wurde schließlich viertens ein frühes Beispiel für die Formierung einer bürgerlichen Protestbewegung im 20. Jahrhundert.

Zuerst ein Rückblick: Bei Baubeginn des Walchenseekraftwerks war Elektrifizierung kein wirklich modernes Thema mehr. Nachdem die Elektrizität als physikalisches Phänomen schon lange bekannt war, setzte etwa ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die elektrotechnische Nutzung ein. Frühe Beispiele sind die Telegraphie durch Samuel Morse oder die erste öffentliche Beleuchtung durch

Bogenlicht in Paris, am Place de la Concorde 1844. Von zentraler Bedeutung war die von Werner von Siemens entwickelte Dynamomaschine, deren Original sich heute im Deutschen Museum befindet. Die ersten Anwendungen der Elektrizität waren lokal beschränkt, da gerade in der Pionierzeit der Elektrotechnik ein zentrales Grundproblem darin bestand, daß Strom nicht über größere Strecken transportierbar war. Dementsprechend konnten die ersten Zentralstationen um 1884/1885 lediglich einzelne Gebäude, wie das Cafe Bauer in Berlin, später einige Straßenzüge oder dann Stadtviertel mit Strom versorgen. Nur langsam gelang es, die Versorgungsgebiete auszuweiten. Mit dem Bau von Zentralstationen, der Übertragung von Strom über weite Strecken und mit der Schaffung von regionalen Stromnetzen in Deutschland und Europa ist der Name Oskar von Miller (1855–1934) untrennbar verbunden.

Miller, geboren 1855, wuchs in einem von Kunst, Gewerbe und Technik bestimmten Familienkreis auf. Sein Vater war der berühmte Erzgießer Ferdinand von Miller, der durch seine monumental en Güsse etwa für Denkmäler rasch internationales Ansehen gewann und sogar die Erhebung in den erblichen Adelsstand erfuhr. Oskar von Miller absolvierte an der Technischen Hochschule in München ein Bauingenieurstudium und trat 1878 als Baupraktikant in den bayerischen Staatsdienst ein. Seine Karriere begann, fast möchte man sagen: „Wie könnte es in München anders sein!“, bei einem Weißwurstfrühstück, wo man ihn auf die weltweit erste Elektrizitätsausstellung hinwies, die 1881 in Paris stattfinden sollte. Die anschließenden Erfahrungen in Paris haben Miller entscheidend geprägt. Bereits ein Jahr später, 1882, organisierte er die erste deutsche Elektrizitätsausstellung im Münchner Glaspalast. Diese erlangte bleibende Bedeutung, da es Miller hier – gemeinsam mit dem Franzosen Marcel Deprez (1843–1918) – erstmals gelang, Gleichstrom auf weite Strecken zu übertragen. Über eine Strecke von rund 57 Kilometern wurde der in Miesbach in einem Kohlenbergwerk erzeugte Strom über Tele-

OBERAMMERGAU

Das Gelübde und die Passionsspiele

Von Manfred Eder

„Still und unbelebt lagen die Wiesen unter einem unfreundlichen Himmel. Nur vereinzelte Emmerlinge [Goldammern] sah man von Zeit zu Zeit aus den Büschen aufflattern, die da und dort den Weg der Ammer bezeichnen oder den Lauf der Landstraße, die sich von Kohlgrub her in das Oberammertal hereinzieht. [...] Von einem schwachen Windhauch getrieben, [zogen] die leichten, grauen Nebel, [...] um sich in die schwarzen Tannenwipfel und zwischen die plumpen Kuppen des Aufackers zu verlieren, der mit seiner Zinne tief in Dunst und Wolken steckte. Das gleiche Schicksal teilten auch die anderen, das Tal umringenden Bergspitzen; [...]. Mitten in diesem lichtarmen Bilde lag das freundliche Dorf mit seinen weißen, appetitlichen Häusern und seinem stolz aufragenden Kirchturm. Es lächelte dem Beschauer so herzlich entgegen, als wollt' es durch seinen lieben Anblick den verstimmten Wanderer mit der grauen, düsteren Miene der Landschaft wieder versöhnen.“¹ Mit diesen Sätzen stellt Ludwig Ganghofer zu Beginn seiner berühmten Erzählung „Der Herrgottschnitzer von Ammergau“ das Dorf Oberammergau am Nordrand der bayerischen Alpen vor.

Ein paar Jahrhunderte hatte es wohl schon bestanden, als es Kaiser Ludwig der Bayer im Jahr 1330 dem von ihm gestifteten und nur wenige Kilometer entfernten Benediktinerkloster Ettal schenkte. Bereits damals war in Oberammergau aller Grund und Boden vergeben, weshalb die Gemeinde keinen eigenen Dorfplatz hatte, sondern nur einen größeren Friedhof, in dessen nördlicher Ecke eine kleine gotische Kirche stand, der Vorgängerbau zu dem im 18. Jahrhundert errichteten Gotteshaus mit seinem von Gang-

hofer erwähnten „stolz aufragenden Kirchturm“. Man ernährte sich von den kargen Erträgen der Landwirtschaft oder vom Rottwesen, das heißt von der Güterbeförderung, denn Oberammergau lag an einer ertragreichen Nebenstraße für den Warenverkehr zwischen Venedig und Augsburg. Durch diesen Verkehrsweg hatte man auch Anteil am geistigen und kulturellen Austausch, so daß es nicht völlig überrascht, wenn „ein Oberammergauer, Adam von Ammergau, im Italien des 15. Jahrhunderts zu einem der frühesten europäischen Inkunabeldrucker wurde, ein anderer zu den ersten Studenten der [1472] neugegründeten Ingolstädter Universität gehörte“². Und spätestens seit dem 16. Jahrhundert war überdies das Schnitzhandwerk in Oberammergau heimisch. Die Hauptattraktion aber ist seit der Frühen Neuzeit das Passionspiel, der unbestrittene „Höhepunkt des bayerischen Volksschauspieles“³ und in der Gegenwart das weltweit bekannteste und traditionsreichste Schauspiel um Leiden, Sterben und Auferstehung Jesu Christi. 1634 ist es zum ersten Mal aufgeführt worden, 2010 war das 41. und bisher letzte Spieljahr.

1634 – da sind wir mitten im Dreißigjährigen Krieg! In diesem europäischen Krieg um Religion und Hegemonie waren 1630 die Protestanten – wie schon einmal 1547 im Schmalkaldischen Krieg – vor dem Untergang gestanden, als der schwedische König Gustav Adolf in das Kampfgeschehen eingriff. Nachdem er 1631 Norddeutschland erobert hatte, wandte er sich im Frühjahr 1632 nach Bayern, wo Kurfürst Maximilian sich nach der verlorenen Schlacht bei Rain am Lech mit den Resten seines Heeres nach Regensburg zurückzog und der kaiserliche Feldherr Wallenstein vorerst nicht eingriff. Bayern lag damit offen vor den Schweden. München wurde zwar gegen Zahlung einer hohen Kriegskontribution verschont, doch für die Bewohner des flachen Landes begann eine Zeit von Not und Plünderung, Mord und Brandschatzung. So drangen am 4. Juni 1632 schwedische Reiter bis Ettal vor, wo sie einen jungen jungen Mönch und den Organisten niedermach-

FLOSSENBÜRG

Ein europäischer Erinnerungsort – Konflikte und Konzeptionen

Von Jörg Skriebeleit

Ende September 2015 lief in der Poststelle des Maximilianeums ein an den Petitionsausschuß des Bayerischen Landtages adressiertes Schreiben mit dem Betreff „Stilllegung des ehemaligen KZ-Lagersteinbruch[s] ‚OSTI‘ in Flossenbürg und Sanierung der Baudenkmäler“¹ ein. Der Absender, ein engagierter Einwohner der Gemeinde Flossenbürg, forderte darin die für Bürgereingaben zuständigen Abgeordneten mit eindringlichen Worten und nicht minder eindringlichen beigefügten Bildern auf, dem Pächter, Kraft ihres Amtes respektive der Bayerischen Verfassung, eine weitere ökonomische Nutzung der historischen Gemarkung zu untersagen.

Der Anlaß der Bürgereingabe war aktuell, wenn auch hinsichtlich der (bau-)historischen und gewerblichen Gesamtsituation nicht wirklich neu. Über nunmehr fast 70 Jahre wird der frühere Steinbruch des SS-eigenen Betriebes „Deutsche Erd- und Steinwerke GmbH“ (DESt), der 1938 der entscheidende Standortfaktor zur Errichtung eines Konzentrationslagers in Flossenbürg gewesen war und der sich seit Kriegsende im Eigentum des Freistaats Bayern befindet², weiter betrieben – mit ihm auch die aus der Lagerzeit stammenden Werkhallen und Betriebsgebäude. Der ehemalige Flossenbürg KZ-Steinbruch ist mit seiner mehr als zehn Hektar großen Grundfläche und den dort befindlichen historischen Gebäuden zwar seit dem Jahr 2005 weitestgehend als (Boden-)Denkmal (bzw. als bauliche Einzeldenkmäler) in der bayerischen Denkmalliste als national bedeutsam eingetragen³, allerdings ist er kein Bestandteil der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg,

sondern wird profan weitergenutzt. Gleiches gilt für die ganz überwiegenden Flächen des restlichen Lagergeländes mit SS-Bereich, SS-Offizierssiedlung und Häftlingsareal.

Wenige Jahre zuvor wurde nicht weniger öffentlichkeitswirksam um das materielle Erbe des ehemaligen Konzentrationslagers Flossenbürg gestritten. „Que reste-t-il du camp de Flossenbürg?“ („Was bleibt vom Lager Flossenbürg?“), fragte der Präsident der französischen „Association des Déportés et Familles de Disparus du Camp de Flossenbürg et Kommandos“ rhetorisch. Im halbjährlich erscheinenden Bulletin seiner Organisation formulierte er auch sogleich die ebenso zynische wie resignierte Antwort: „Plusieurs hectares de pelouse, quelle agréable perspective!“⁴ Der höchste Repräsentant des gaullistisch orientierten französischen Flossenbürg-Komitees, ein in erster Generation Nachgeborener des im Flossenbürg-Außenlager Hradischko erschossenen Maurice Clisson, resümierte voller Enttäuschung und Wut die aus seiner Sicht völlig mißlungene Neukonzeption der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.

Der wesentliche Grund für dieses harsche Urteil über die Umgestaltung der Flossenbürg-Außenanlagen war das Scheitern der vor allem von französischer Seite forcierten Bemühungen, die noch existierenden Pfeiler des ehemaligen Lagereingangstores an den historischen Ort zurückversetzen zu lassen. Im Zuge des mehrjährigen Konfliktes mit den für die Neukonzeption der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg Verantwortlichen hatte sich die Focussierung des französischen Vertreters auf die Translozierung der Pfeiler allerdings immer mehr in eine generelle Mißbilligung der konzeptionellen Leitlinien der Umgestaltung ausgeweitet. „Wir verlangen eine kalibrierte Schotterung (wie in Buchenwald) an Stelle des Rasens und die Wiederaufstellung von einigen Originalpfosten (es existieren noch drei in der Nähe vom Krematorium) rechts vom Tor mit den verschiedensten Drähten.“⁵

Es soll in diesem Beitrag nicht um den Verlauf und den zunehmenden Furor dieser Konflikte gehen. Die mit allen politischen

OBERSALZBERG

Geschichtsort und Erinnerungspolitik

Von Axel Drecol

Rennradfahrer und Mountainbiker auf der Suche nach sportlicher Herausforderung, eher gemütlich radelnde Fahrer von E-Bikes, Wanderer und Bustouristen, die nach jeder Serpentine ihre Sitzposition verändern, um einen Blick auf die grandiose Bergwelt zu erhaschen: Der Obersalzberg ist ein malerisch gelegenes Reiseziel, das traumhafte Gebirgslandschaften, ein breites Freizeitangebot und von der gemütlichen Pension bis zum Luxushotel eine ganze Bandbreite von Übernachtungsmöglichkeiten bietet. Zum „Mythos Berchtesgadener Land“¹, wie es in bildreichen Publikationen beworben wird, trägt der Obersalzberg als Hauptattraktion aber nicht nur wegen der schönen Natur bei. Es ist auch „Hitler’s Berchtesgaden“, das nicht weniger umfangreich bebilderte Bücher aufgreifen und das durch Berichte von Zeitzeugen, etwa von „Hitlers Hausverwalter“ Herbert Döring, Innenansichten in die Welt des Massenverbrechers versprechen.²

Der Obersalzberg ist, wenn man so will, ein doppeltes Reiseziel: Er verspricht Naturerlebnisse und Freizeitvergnügen der besonderen Art. Er lockt aber auch mit einer Fahrt in die Zeitgeschichte, in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, vor allem zu den Größen des NS-Regimes, die vor Ort ansässig waren und dem sonst so makellosen Antlitz des Alpenpanoramas düstere Seiten hinzufügen. Gerade diese Farbnuancen sind es offensichtlich, die die geschichtsträchtige Bergregion noch um einiges interessanter machen. Es ist diese merkwürdige Mischung aus Natur, Idyll und Verbrechen, aus Bergtourismus und Geschichtsreisen, aus Wandererlebnis und dem Blick durchs Schlüsselloch in die Schlafzimmer von Mördern, die für Millionen von Toten ver-

antwortlich sind, die „der Filiale von Berlin“ am Obersalzberg ihre besonderen Charakteristika verleihen.³ Dadurch ist der Obersalzberg zweifellos einzigartig, aber er ist nicht der einzige Ort, an dem die Verbindung von Natur und Geschichte oder Idyll und Verbrechen eine wichtige Rolle spielen. Die ehemalige „NS-Ordensburg“ in Vogelsang in der Eifel, Prora auf der Insel Rügen, die „Wolfsschanze“ inmitten einer Wald- und Seenlandschaft im Nordosten des heutigen Polen oder die „Neulandhalle“ an der Küste des schleswig-holsteinischen Wattenmeers – sie alle verbinden die Schönheit der Natur mit der Geschichte der beispiellosen Gewaltverbrechen des NS-Regimes, sie lassen aus dieser Verbindung heraus seltsam gebrochene Reiselandschaften oder „Schattenorte“⁴ entstehen. Und sie sind nicht nur heutige Orte des (Geschichts-)Tourismus, sondern, zumindest einige von ihnen, waren auch schon in früheren Dekaden Reiseziele. Sie sind daher aktuelle Urlaubsdestinationen und Orte der Urlaubsgeschichte, denen die Touristen ein ganz spezifisches Gepräge verliehen.

Am Obersalzberg ist der reisebedingte Transformationsprozeß zumindest für aufmerksame Beobachter noch nachvollziehbar. Wer die steile Salzbergstraße hinauffährt, kann den historischen Ort entdecken: Vereinzelte steinerne Relikte tragen Geschichten des ehemaligen „Führersperrgebiets“ in sich. Albert Speers Atelier, ein Gutshof, die Trümmer einer Theaterhalle, letzte Überreste von Hitlers „Berghof“, das noch weitgehend intakte weitverzweigte Bunkersystem und das Kehlsteinhaus sind steinerne Zeugen der politischen Geschichte des heutigen Tourismusmagneten. Man muß allerdings schon genauer hinsehen, um die überformten Gebäude oder die überwucherten Mauerreste als historische Quellen des NS-Regimes erkennen zu können. An die Stelle eines quadratkilometergroßen Sperrbezirks mit Sicherheitszonen, Regierungsbauten und Villen für die Mitglieder von Hitlers Entourage ist die touristische Nutzung getreten: Busparkplätze, Hotels, Kioske, ein Golfplatz und natürlich die grandiose Natur sind heute markante Anziehungs- und Sammelpunkte.

FURTH IM WALD

Die Stadt an der Grenze*

Von Hans-Michael Körner

„Grenze, Herr Kardinal,
Armut, Herr Kardinal,
der Boden ist gut für den Drachen!“

So heißt es in einer dramatischen Schlüsselszene des Further Drachenstich-Festspiels von Josef Martin Bauer, das bis vor einigen Jahren zur Aufführung kam, bevor man es anderweitig ersetzen zu müssen glaubte; doch das ist ein ganz anderes Thema, auf das noch eigens hinzuweisen sein wird.

„Wenn man an der Grenze lebt,
ist man immer arm und immer vogelfrei
und nie seiner Heimat sicher.“

Auch diese Zeilen stammen aus dem Text von Josef Martin Bauer, dem man durchgängig seine Entstehungszeit, die frühen fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, ansieht, als in der Konfiguration des Kalten Krieges die Begriffe Grenze, Grenzland, Grenzstadt, Grenzlandhilfe, Grenzbahnhof ganz eindeutig besetzt waren. 1953 stellten diese Begriffe für den Erstkläßler und noch 1966 für den Abiturienten im nahen Cham aber keine abstrakten Größen dar, sie waren vielmehr reale Bestandteile einer Lebenswirk-

* „Furth im Wald: Die Stadt an der Grenze“ war der Titel der akademischen Abschiedsvorlesung des Autors am 11. Juli 2012 in München, im Auditorium maximum der Ludwig-Maximilians-Universität, im Rahmen der Bavaristischen Ringvorlesung „Eine Reise durch Bayern“. Der Rededuktus wurde daher beim Abdruck bewußt beibehalten.

lichkeit in seiner Heimatstadt, einer Lebenswirklichkeit, die den Heranwachsenden auch gar nicht irritierte, der umgekehrt darüber staunte, daß der Ferienbesuch aus dem Landesinneren dem Schlagbaum, den Betonblockaden, dem Stacheldraht und den Wachtürmen hochgradig verstört gegenüberstand.

Die Mahnung, „Daß'd fei net über'd Grenz kimmst!“, gehörte zur Grundausrüstung mütterlicher Besorgnis gegenüber dem waldbeerensammelnden Kind, weil es ja doch irgendwie gefährlich war an der Grenze und noch gefährlicher jenseits der Grenze, „drüben“, wie die dafür verwendete Kurzformel schlicht lautete. Und doch war dieses Leben an der Grenze – und das nicht nur wegen des ganz unstrittigen Gewöhnungseffekts – auch ein Leben in einem durchaus gesteigerten und besonders stabilen Gefühl der Sicherheit. Die Lehrer, und hier mischt sich kein ironisierender Unterton hinein, stellten die Katalaunischen Felder von 451, Liegnitz 1241 und Stalingrad 1942/1943 in eine zusammengehörige Reihe von Abwehrschlachten gegen den Osten, sie redeten vom christlichen Abendland, und das endete gleichsam vor der eigenen Haustür und schloß einen erkennbar und verlässlich und sicher ein.

Kritische Geister haben Josef Martin Bauer, unserem Zitate-Lieferanten vom Beginn, vorgeworfen, er habe die Konfrontation des Kalten Krieges geradezu aufreizend in die Szenerie der Husitenkriege und der Schlacht von Taus im Jahre 1431 hineinprojiziert, auf die Bühne des Drachenstich-Festspiels gestellt und dadurch propagandistisch gewirkt, wirken wollen, indem alle Gefahr ihren Ursprung im Osten hatte, Sicherheit und Heil und Rettung indes dem Land westlich der Grenze zu eigen war. Die Grenzmetaphorik bei Josef Martin Bauer hat, daran darf nicht gezweifelt werden, sicherlich zur Stilisierung eines spezifischen, so wahrgenommenen und ernsthaft empfundenen Grenzlandschicksals beigetragen. Aber es geht, meines Erachtens, zu weit, Anlage, Textgestalt und Dramaturgie dieses Drachenstich-Festspiels als bloße Propaganda unter den Bedingungen des Kalten Krie-

Anmerkungen

Katharina Weigand: Einleitung

- 1 Alois SCHMID / Katharina WEIGAND (Hrsg.): Die Herrscher Bayerns. 25 historische Portraits von Tassilo III. bis Ludwig III.; München 2001 (2. Aufl. München 2006); DIESS. (Hrsg.): Schauplätze der Geschichte in Bayern; München 2003; DIESS. (Hrsg.): Bayern mitten in Europa. Vom Frühmittelalter bis ins 20. Jahrhundert; München 2005; DIESS. (Hrsg.): Bayern nach Jahr und Tag. 24 Tage aus der bayerischen Geschichte; München 2007; Katharina WEIGAND (Hrsg.): Große Gestalten der bayerischen Geschichte; München 2012; DIES. / Jörg ZEDLER (Hrsg.): Ein Museum der bayerischen Geschichte; München 2015.

Michael Stephan: Scheyern

- 1 Franz Prinz von BAYERN: Vorwort; in: Werner VIZTHUM: Scheyern. Benediktinisches Land im Schutze des Heiligen Kreuzes; Pfaffenhofen 1983, S. 5.
- 2 Bayerische Staatsbibliothek, Clm 1052, fol. 15.
- 3 Vgl. Michael STEPHAN: Die Urkunden und die ältesten Urbare des Klosters Scheyern; München 1988, S. 3ff. (Urkunde 1).
- 4 Vgl. ebd., S. 5ff. (Urkunde 2).
- 5 Vgl. Christof PAULUS: Die wittelsbachischen Pfalzgrafen bis zur Erlangung der Herzogswürde im Jahre 1180; in: Altbayern in Schwaben. Jahrbuch für Geschichte und Kultur 2015, S. 45–62.
- 6 Vgl. DERS.: „Wittelsbach“. Die Urkunde Kaiser Heinrichs V. vom Jahresende 1115 (D H V 145); in: ebd., S. 30–44.
- 7 Vgl. STEPHAN, Urkunden (Anm. 3), S. 16ff. (Urkunde 5).
- 8 Vgl. ebd., S. 28ff. (Urkunde 10).
- 9 Vgl. ebd., S. 31ff. (Urkunde 12).
- 10 Vgl. ebd., S. 25ff. (Urkunde 9).
- 11 Vgl. Wilhelm STÖRMER: Die Hausklöster der Wittelsbacher; in: Hubert GLASER (Hrsg.): Wittelsbach und Bayern, Bd. I / 1: Die Zeit der frühen Herzöge. Von Otto I. zu Ludwig dem Bayern. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst 1180–1350; München, Zürich 1980, S. 139–150.
- 12 Vgl. Hermann HAUKE / Renate KROOS: Das Matutinalbuch aus Scheyern. Die Bildseiten aus dem Clm 17401 der Bayerischen Staatsbibliothek; Wiesbaden 1980. Vgl. auch DIESS.: Die Bildhandschriften des Klosters Scheyern aus dem 13. Jahrhundert; in: GLASER, Wittelsbach (Anm. 11), S. 477–495. Zur

Literatur

Michael Stephan: Scheyern

- FLOHRSCHÜTZ, Günther: Zur Genealogie der Grafen von Scheyern; in: *Jahrbuch für bayerisch-schwäbische Geschichte* 1 (1995), S. 59–72.
- FRIED, Pankraz: Die Chronik des Abtes Konrad von Scheyern (1206–1225) über die Gründung des Klosters Scheyern und die Anfänge des Hauses Wittelsbach; Weißenhorn 1980.
- DERS.: Die Herkunft der Wittelsbacher; in: GLASER, Hubert (Hrsg.): *Wittelsbach und Bayern, Bd. I/1: Die Zeit der frühen Herzöge. Von Otto I. zu Ludwig dem Bayern. Beiträge zur Bayerischen Geschichte und Kunst 1180–1350*; München, Zürich 1980, S. 29–41; dort und im Katalog der Ausstellung *Wittelsbach und Bayern (Bd. I/2)* weitere einschlägige Beiträge über Scheyern und Wittelsbach.
- HOLZFURTNER, Ludwig: *Die Wittelsbacher. Staat und Dynastie in acht Jahrhunderten*; Stuttgart 2005.
- KÖRNER, Hans-Michael: *Die Wittelsbacher. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*; München 2009.
- KRAMER, Ferdinand: Geschichtsschreibung zwischen Rückbesinnung auf Hirsauer Tradition und adeligem Machtanspruch. Eine quellenkritische Studie zur Scheyerner Chronik; in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 57 (1994), S. 167–196.
- REICHHOLD, Anselm: *Chronik von Scheyern. Von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart*; Weißenhorn 1998.
- SCHMID, Alois: Die frühen Wittelsbacher. Grundlegung des Landes Bayern; in: DERS./WEIGAND, Katharina (Hrsg.): *Die Herrscher Bayerns. 25 historische Portraits von Tassilo III. bis Ludwig III.*; München 2001, S. 91–105.
- STEPHAN, Michael (Bearb.): *Die Traditionen des Klosters Scheyern*; München 1986.
- DERS.: Die Urkunden und die ältesten Urbare des Klosters Scheyern; München 1988.
- DERS.: Das Kloster Scheyern; in: GREIPL, Egon Johannes (Hrsg.): *Der Geschichte auf der Spur. Bayerns einzigartige Denkmäler. Von den Kelten bis zum Kalten Krieg, 2. Etappe*; München 2012, S. 155–159.
- DERS.: Grundherrschaft und frühe Wirtschaftsgeschichte des Klosters Scheyern; in: WIRTH OSB, Lukas (Hrsg.): *Kloster Scheyern. 900 Jahre Benediktiner am Stammsitz der Wittelsbacher*; Regensburg 2019, S. 515–535.

Autoren

- Tobias Appl, geb. 1975, Dr. phil., Bezirksheimatpfleger der Oberpfalz.
- Reinhold Baumstark, geb. 1944, Dr. phil., Generaldirektor a. D. der Bayerischen Staatsgemäldesammlungen und Honorarprof. für Kunstgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Werner K. Blessing, geb. 1941, Dr. phil., Prof. i. R. für Neuere Geschichte und Landesgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg.
- Regina Dauser, geb. 1974, Dr. phil., Apl. Prof., Akademische Rätin am Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Augsburg.
- Axel Drecoll, geb. 1974, Dr. phil., Direktor der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten.
- Manfred Eder, geb. 1958, Dr. theol., Prof. für Kirchengeschichte an der Universität Osnabrück.
- Johannes Erichsen, Dr. phil., geb. 1946, Präsident a. D. der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Seen und Gärten.
- Peter Fleischmann, geb. 1955, Dr. phil., Leitender Archivdirektor Staatsarchiv Nürnberg und Apl. Prof. für Bayerische und Fränkische Landesgeschichte an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg.
- Wilhelm Füßl, geb. 1955, Dr. phil., Leiter des Archivs des Deutschen Museums, München.
- Markwart Herzog, geb. 1958, Dr. phil., Direktor der Schwabenakademie Irsee.
- Rolf Kießling, geb. 1941, gest. 2020, Dr. phil., Prof. i. R. für Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg.
- Hans-Michael Körner, geb. 1947, Dr. phil., Prof. i. R. für die Didaktik der Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München und Vorstand des Universitäts-Archivs.
- Johannes Lang, geb. 1970, Dr. phil., Privatdozent, Dipl. Kult.-Man., Stadtarchivar und Stadtheimatpfleger in Bad Reichenhall.
- Johannes Merz, geb. 1964, Dr. phil., Direktor von Archiv und Bibliothek des Erzbistums München und Freising und Apl. Prof. für mittlere, neuere und neueste Geschichte an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg.
- Hannelore Putz, geb. 1973, Dr. phil., Direktorin des Archivs des Bistums Passau und Apl. Prof. für Neuere und Neueste Geschichte mit Landesgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München.
- Martin Rüth, geb. 1958, Dr. phil., Leiter des Staatsarchivs Landshut.
- Hermann Rumschöttel, geb. 1941, Dr. phil., Generaldirektor a. D. der Staatlichen Archive Bayerns und Honorarprof. für Geschichte an der Universität der Bundeswehr München.

Autoren

Jörg Skriebeleit, geb. 1968, Dr. phil., Leiter der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg.

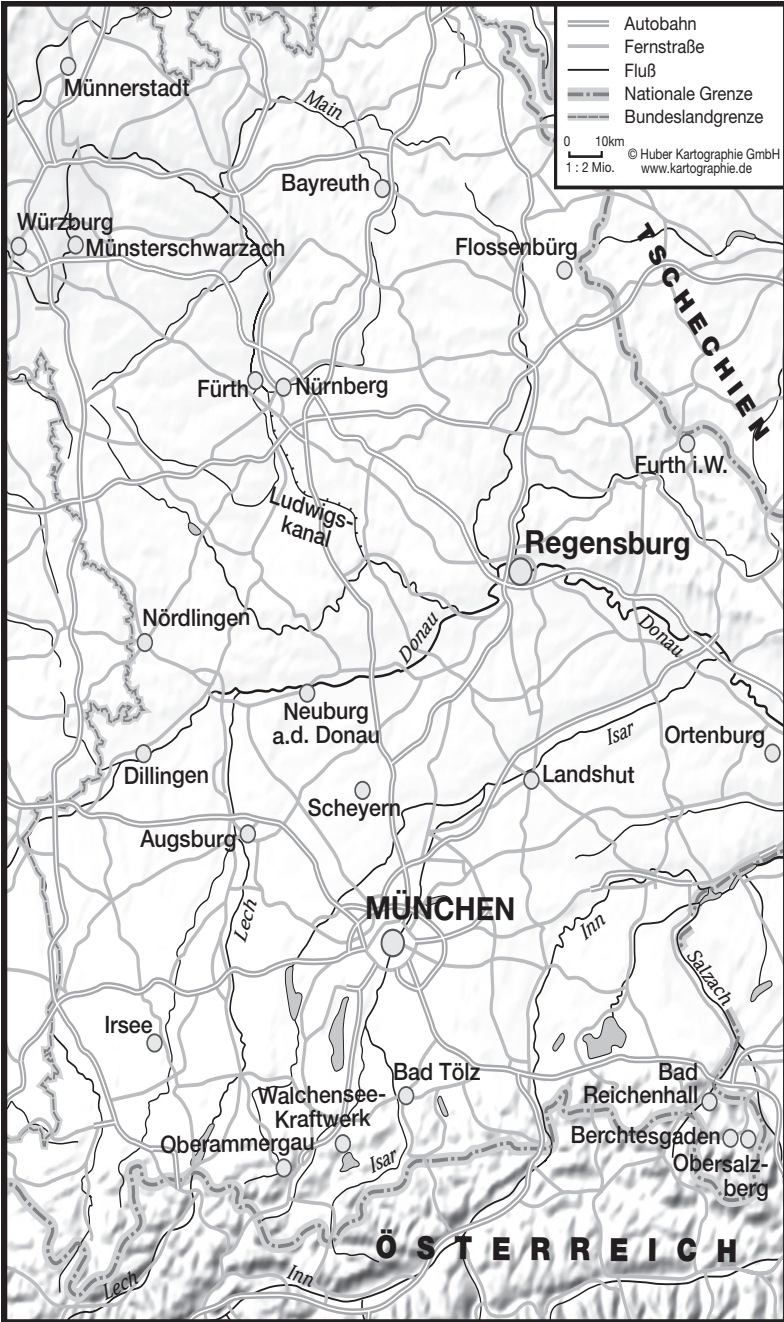
Erich Schneider, geb. 1954, Dr. phil., Direktor des Museums für Franken in Würzburg i. R.

Wilfried Sponsel, geb. 1955, Dr. phil., Leiter des Stadtarchivs Nördlingen und Stadtheimatspfleger der Großen Kreisstadt Nördlingen.

Michael Stephan, geb. 1954, Dr. phil., Stadtdirektor i. R., vormaliger Leiter des Stadtarchivs München.

Katharina Weigand, geb. 1960, Dr. phil., Akademische Oberrätin am Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Jörg Zedler, geb. 1974, Dr. phil., Privatdozent, Akademischer Oberrat a. Z. am Lehrstuhl für Bayerische Landesgeschichte an der Universität Regensburg.



Ebenfalls im utzverlag erschienen:

Katharina Weigang (Hrsg.): „Große Gestalten der bayerischen Geschichte“ · 608 Seiten · 2012

Katharina Weigand, Jörg Zedler (Hrsg.): „Ein Museum der bayerischen Geschichte“ · 640 Seiten · 2015

Thomas Alexander Bauer: „Feiern unter den Augen der Chronisten. Die Quellentexte zur Landshuter Fürstenhochzeit von 1475“ · 296 Seiten · 2008

Tobias Küß: „Die älteren Diepoldingen als Markgrafen in Bayern (1077–1204). Adlige Herrschaftsbildung im Hochmittelalter“ · 436 Seiten · 2013

Andrea Zedler, Jörg Zedler (Hrsg.): „Prinzenrollen 1715/16. Wittelsbacher in Rom und Regensburg“ · 392 Seiten · 2016

Markus Michalski: „Dr. Balthasar Mansfeld (1440–1503). Ein Arzt in München an der Wende vom Mittelalter zur Neuzeit“ · 500 Seiten · 2017

Heinrich Graf von Spreti (Hrsg.): „Franz Graf von Spreti (1914–1990), Mein Kapfing“ · 208 Seiten · 2017

Gabriele Hammermann, Stefanie Pilzweiger-Steiner (Hrsg.)
„KZ-Gedenkstätte Dachau. Ein Rundgang“ (deutsche Ausgabe) · 88 Seiten · 2017
„Dachau Concentration Camp Memorial Site. A Tour“ (englische Ausgabe) · 88 Seiten · 2017
„KZ-Gedenkstätte Dachau. Ein Rundgang in Leichter Sprache“ (Ausgabe in Leichter Sprache) · 160 Seiten · 2018

„Muzeum—Miejsce Pamięci Dachau. Przewodnik“ (polnische Ausgabe) · 88 Seiten · 2019

„Memoriale del campo di concentramento di Dachau. Una visita“ · (italienische Ausgabe) · 88 Seiten · 2020

Anna Kurzhals: „„Millionendorf‘ und ‚Weltstadt mit Herz‘. Selbstdarstellung der Stadt München 1945–1978“ · 298 Seiten · 2018

Wolfgang Huber (Hrsg.): „Die Weiße Rose – Kurt Hubers letzte Tage“ · 276 Seiten · 2018

Annegret Braun (Hrsg.): „Die 50er Jahre im Landkreis Dachau. Wirtschaftswunder und Verdrängung“ · 612 Seiten · 2018

Franz Alto Bauer: „Selbstarchäologie. Eine etwas andere Einführung in die Geisteswissenschaften“ · 702 Seiten · 2019

Katharina Weigand, Claudius Stein (Hrsg.): „Die Sammlungen der Ludwig-Maximilians-Universität München gestern und heute. Eine vergleichende Bestandsaufnahme 1573–2016“ · 522 Seiten · 2019

Claus Legal, Gert Legal: „Friedrich II. von Preußen und Quintus Icilius. Der König und der Obrist“ · 328 Seiten · 2020

Franz Josef Freiherr von der Heydte (Hrsg.): „Wendepunkt 1918. Chancen und Rollenfindung im Adel“ · 142 Seiten · 2020

Alle Titel sind im ordentlichen Buchhandel oder unter www.utzverlag.de/katalog zu beziehen. Dort finden Sie auch Leseproben und Auszüge aus Rezensionen.